

Franz Häuser (Hrsg.) Die Leipziger Rektoratsreden 1871-1933. 2 Bde., Verlag Walter de Gruyter, Berlin, New York 2009, 1795 S.

Richter, Myriam Isabell

Published in:
Zeitschrift für Germanistik

DOI:
[10.3726/92129_411](https://doi.org/10.3726/92129_411)

Publication date:
2010

Document Version
Verlags-PDF (auch: Version of Record)

[Link to publication](#)

Citation for published version (APA):
Richter, M. I. (2010). Franz Häuser (Hrsg.) Die Leipziger Rektoratsreden 1871-1933. 2 Bde., Verlag Walter de Gruyter, Berlin, New York 2009, 1795 S. *Zeitschrift für Germanistik*, 20(2), 450-453.
https://doi.org/10.3726/92129_411

General rights

Copyright and moral rights for the publications made accessible in the public portal are retained by the authors and/or other copyright owners and it is a condition of accessing publications that users recognise and abide by the legal requirements associated with these rights.

- Users may download and print one copy of any publication from the public portal for the purpose of private study or research.
- You may not further distribute the material or use it for any profit-making activity or commercial gain
- You may freely distribute the URL identifying the publication in the public portal ?

Take down policy

If you believe that this document breaches copyright please contact us providing details, and we will remove access to the work immediately and investigate your claim.

Forschungsbericht

JÖRN BRÜGGERMANN

Eine wahre Nibelungentreue?

Die unwahrscheinliche Etablierung der älteren Literatur im schulischen Lektürekanon nach 1945

I. Vorbemerkung. Obwohl die Entwicklung der germanistischen Literaturrezeption in Deutschland aus dem Projekt der Vermittlung älterer Literatur hervorgegangen ist, hat das älteste Segment des historischen Lektürekanons im schulischen Literaturunterricht lange Zeit kaum Beachtung gefunden. Über das 19. Jahrhundert hinaus ist die Forderung nach einer Integration der Literatur des Mittelalters in den Lektürekanon eine Außenseiterposition geblieben. Dass eine nachhaltige schulische Rezeption der älteren Literatur unterbleibt, ist – folgt man JELKO PETERS – wissenschaftsgeschichtlichen Weichenstellungen geschuldet. Wo die Fachwissenschaft im Zuge gesellschaftlicher Ausdifferenzierungsprozesse „ihre Professionalisierung durch eine Philologisierung, nicht aber eine Didaktisierung des Faches vorantreibt“ (2005, 126), mangelt es an öffentlichem Druck, Bildungsprozesse zu profilieren, durch die Dispositionen für ein gegenstands- und altersangemessenes Verständnis der älteren Literatur entfaltet werden können. So kann es angesichts der von PETERS konstatierten Entkopplung von Erziehungs- und Wissenschaftssystem kaum verwundern, dass die Literatur des Mittelalters bis über das erste Drittel des 20. Jahrhunderts hinaus ein Randdasein im Lektürekanon des Deutschunterrichts fristet.

Umso erstaunlicher ist die Massivität, mit der sie seit den 50er Jahren in einer Vielzahl wissenschaftlicher und pädagogischer Publikationen anempfohlen wird, so dass sich dem kritischen Beobachter am Beginn der 70er Jahre das Bild „einer gymnasialen Altgermanistik von geradezu gargantuesken Ausmaßen“ (JÖCKEL 1972, 142) aufdrängt. Dieser bemerkenswerten Entwicklung widmet sich dieser Beitrag in zwei Schritten. Zunächst

werde ich die These von der Unwahrscheinlichkeit einer erfolgreichen Etablierung der älteren Literatur im schulischen Lektürekanon angesichts objektiver Widerstände im historischen Feld nach 1945 explizieren. Vor diesem Hintergrund wird erkennbar, wie im öffentlichen Streit um die Qualifizierung (un-)angemessener Lektüren eine Revision des historischen Kanons erfolgt, welche die Anschlussfähigkeit der Literatur des Mittelalters unter veränderten bildungspolitischen Vorzeichen ermöglicht. Dass sich die öffentliche Debatte über die Frage, *was* und *wie* nach 1945 unter ästhetischen, pädagogischen und bildungspolitischen Gesichtspunkten im Rahmen staatlich geförderter Bildung gelesen werden sollte, ausgerechnet an der Literatur des Mittelalters entzündet, kann insofern nicht verwundern, als das Kanonsegment wie kein anderes von der mythischen Vereinnahmung der NS-Kultur- und Bildungspolitik profitiert hat. Doch gerade weil ausgewählte Texte der älteren Literatur erst im ‚Dritten Reich‘ den Weg in den Deutschunterricht gefunden haben, erscheint es umso unwahrscheinlicher, dass nach 1945 die Prüfung ihrer politischen Unbedenklichkeit, ihrer literarischen Kreditwürdigkeit und ihres Bildungscharakters so positiv ausgefallen ist, dass mit „der mittelalterlichen Literatur, deren Behandlung in der ‚Höheren Schule‘ deutsche Pädagogen seit 1945 wieder für notwendig erachtet haben, [...] ohne Schwierigkeit der gesamte Deutschunterricht bestritten werden“ (141 f.) könnte.

II. Erosion literarischer Dispositionen. Ungleich problematischer als die Vereinnahmung der Literatur des Mittelalters durch die NS-Erziehungspraxis erscheint den Zeitgenossen zunächst ein nicht

minderbrisantes Krisenszenario.¹ Das zeigt bereits die erste Ausgabe der Zeitschrift *Der Deutschunterricht*. Zwar nimmt die Debatte um die zukünftige Ausrichtung des schulischen Lektürekanons ihren Ausgang von der Klage über den Stellenwert literarischer Bildung im Rahmen der NS-Erziehungspraxis, diese allerdings wird vom Herausgeber ROBERT ULSHÖFER ursächlich auf ein älteres literaturpädagogisches Problem bezogen: auf die Erosion jener Dispositionen, ohne die literaturspezifische Bildungsprozesse nicht realisiert werden können. Dazu zählen „die Beschäftigung der Jugend mit geistigen Problemen, der Hang zum Grübeln, der Hang zur Einsamkeit, zum langsam Wachsen in der Stille“; der höheren Schule gelinge es immer weniger, ihre Funktion innerhalb des Literatursystems zu erfüllen, die in der Bildung einer Leserschaft mit dem „Sinn für das Unvergängliche“ (1948/49, 1) bestehe. Der schulischen Aufwertung älterer Literatur ist diese Diagnose nicht zuträglich. Wo es dem Deutschunterricht immer öfter misslingt, eine Einstellung zu vermitteln, die historische Lektüren den „lauten Worten“, „Übertreibungen“ und der „Prahls- und Schmähnsucht“ (1) konkurrierender Medienangebote vorzieht, wird das Problem offenkundig, den Heranwachsenden einen förderungswürdigen Medienkonsum zu vermitteln – zumindest aus philologischer Sicht. Wenn die im Unterricht investierte Lektürearbeit im privaten Sektor folgenlos bleibt, weil keine Beziehung zur Literatur entwickelt wird, die im einsamen Literaturkonsum „Sinn für Sprache“, „Sinn für die geistige Welt“ und „sittliche und religiöse Bindungen“ (2) beweist, müssen selbst weitaus jüngere Werke des Kanons um ihre lesepädagogische Eignung fürchten.

Diese Konstellation wirkt sich nicht nur auf die Verbreitung der Literatur des Mittelalters im schulischen Lektürekanon aus. Wo sich die Erosion gesellschaftlicher Rahmenbedingungen für die Reproduktion von Lesern kanonischer Literatur abzeichnet, verlieren auch philologische Wertmaßstäbe ihre tradierte Überzeugungskraft. So entsteht Legitimationsbedarf, weil die Werke des historischen Kanons fortan mit Jugend- und Sachbüchern um den begrenzten Platz im Literaturunterricht konkurrieren (vgl. VAUPEL 1950). Immerhin kursiert die Erwartung, den Heranwachsenden durch Textsorten, die sie in ihrer

Freizeit konsumieren, leichter eine nachhaltige literaturaffine Einstellung vermitteln und den Übergang zur Rezeption kanonischer Texte anbahnen zu können. Diese lesepädagogische Erwartung kollidiert jedoch mit der philologischen Prämisse, dass Literatur erst mit zunehmendem Rezeptionsalter an Qualität gewinnt. Zudem ist die Rezeption von Jugendliteratur, abgesehen von basalen Lesefähigkeiten, nicht auf die schulische Entfaltung eines historischen Vorwissens angewiesen. Selbst wo zeitweilig Allianzen geschmiedet werden, da die Befürworter der älteren Literatur und der Jugendliteratur mit vergleichbaren Auswahlproblemen konfrontiert sind und gemeinsame Kriterien zur Auswahl vermittelungswürdiger Schulliteratur entwickeln, sind diese nicht o. W. geeignet, die Literatur des Mittelalters vor ihrer pädagogischen Entwertung zu bewahren, denn beide Fraktionen teilen im historischen Feld die Ablehnung einer Literatur, die „eine wolkige Heldenmystik und ein aufgewärmtes Alldeutschstum“ (SCHRÖDER 1950, 424) sowie die „Schwarz-Weiß-Zeichnung der menschlichen Charaktere“² transportiert. Beides charakterisiert die Texte der jüngsten Mittelalterrezeption aber ebenso wie die diskreditierte Helden- und Abenteuerliteratur, die ihre (männlichen) Leser durch eine fragwürdige „Pädagogik des vergossenen Blutes“ (STEIN 1950a, 423) affiziert. Ob die Literatur des Mittelalters vor diesem Hintergrund geeignet ist, eine „Heilung seelischer Schäden“ einzuleiten, „die uns zwölf Jahre Hitlerismus hinterlassen haben“ (422), erscheint fraglich.

III. Grundbildung statt höherer Bildung. Neuer Legitimationsbedarf entsteht auch durch den Entwurf eines alternativen Profils staatlich gestützter Grundbildung im Rahmen der Neuausrichtung des Schulwesens in der SBZ bzw. der DDR, das zeitaufwendige mittelalterliche Lektüren diskreditiert. Am deutlichsten führt das die von WALTER SCHÖNBURNN (1948) eröffnete Debatte über die Frage nach Wert und Funktion der älteren Literatur vor Augen, mit der die Zeitschrift *Der Deutschunterricht* den öffentlichen Streit um die Zukunft des Deutschunterrichts eröffnet. Während Schönbrunn in der Rolle des externen Kritikers die Debatte mit der Forderung *Die Oberstufe nicht ohne Mittelhochdeutsch eröffnet*, bemängelt ERWIN DÖRING in seiner Replik, dass Schönbrunn

aus habitualisierten (philologischen) Normen pädagogische Pflichten ableitet und damit „dem überholten Ideal einer im wesentlichen gelehrteten philologischen Bildung verpflichtet“ (1949, 41) bleibt. Jenes ignoriere die respektable Prämisse der Lernbarkeit schulischer Gegenstände, da es funktional auf die Selektion genialischer Leser ausgerichtet sei und sich der Einbindung in professionsübergreifende gegenwartsbezogene Grundbildungsbemühungen verweigere.³ Sofern eine „der wichtigsten Aufgaben des Deutschunterrichts im gegenwärtigen Augenblick [darin] besteht [...], zur Demokratisierung des Wissens beizutragen“ und allen Heranwachsenden die Teilhabe „an den Errungenschaften unserer Zeit“ (37) zu ermöglichen, will DÖRING Didaktik und Deutschunterricht auf die Vereinfachung von Kommunikationsprozessen verpflichten. Literarische Grundbildung sei an dem Ziel zu orientieren, „technische und wissenschaftliche, künstlerische und kulturelle, politische und wirtschaftliche Fragen in Zukunft so gemeinverständlich darzustellen, daß die Gesamtheit der Bildungsfähigen, die Masse der Lesenden, an den Errungenschaften unserer Zeit teilhaben kann“ (37). DÖRINGS Polemik gegen den Lektüre- und Reflexionsaufwand philologisch-hermeneutischer Prägung⁴ zielt in radikaler Weise auf die Deplatzierung philologischer Konsekrationsmacht. Sie soll gravierende Veränderungen im Schulsystem der SBZ bzw. der DDR stützen und der „Einführung der Einheitsschule“ sowie der Aufwertung der „Berufsschule“ (41) zuwarten. Um im anvisierten Deutschunterricht der Zukunft die insinuierte Entfremdung von Sprache und Sach- bzw. Arbeitswelt aufheben zu können, darf das Profil literarischer Grundbildung nicht mehr aus der Systematik einer Fachwissenschaft abgeleitet sein, die ihre Distanz zu ausbildungsbezogenen Wissenserträgen kultiviert. Wo nutzenorientierte Handlungskompetenz vom Literaturunterricht gefordert wird, kann die Altgermanistik kaum in gewünschter Weise orientierend wirken. Auch wenn Vertreter der philologischen Orthodoxie anderer Meinung sind: Ein Deutschunterricht, der den Aufbau basaler Lesekompetenz mittels einer grundlegenden Reduktion hermeneutischer Komplexität anstrebt, bedarf keiner Literatur, die auf die zeitaufwendige Verarbeitung hermeneutischer und historischer Distanz angewiesen ist.

IV. Didaktische Desiderate. Was die schulische Etablierung der Literatur des Mittelalters unwahrscheinlich erscheinen lässt, geht auch auf die Ausdifferenzierung des literarischen Feldes jener Jahre mit seinen konkurrierenden Polen und internen Auseinandersetzungen zurück. In diesem Spannungsfeld, in dem sich SCHÖNBRUNN und ULSHÖFER als Vertreter einer mehr oder minder gemäßigten philologischen Orthodoxie präsentieren, werden philologische, pädagogische und bildungspolitische Erwartungen und Wertmaßstäbe verhandelt, die etablierte institutionelle Hierarchieverhältnisse berühren. Dass hier ein Konkurrenzkampf um das legitime Wissen zur Profilierung literarischer Bildungsprozesse ausgeübt wird, führt die Debatte in *Die Pädagogische Provinz* vor Augen, in der die Forderung erhoben wird, die literaturdidaktische Reflexion von philologischen Wertungsschemata zu entkoppeln und an der „Wirklichkeit der Schule“ zu orientieren (STEIN 1950a, 555). WALTER SCHERWINSKY löst – ausgehend von einer Kritik an den „sorgsam gehüteten Sagen der germanischen Vorzeit, die immer noch in manchen unserer Lesebücher ihr nur schwer zu rechtfertigendes Dasein führen“ (1950, 426) – eine Debatte aus, die sich im weiteren Verlauf der Frage nach dem Profil eines gegenstands- und altersangemessenen Kompetenzerwerbs zuwendet. Äußerst selbstbewusst wird hier didaktisches Terrain markiert, indem Fragen aufgeworfen werden, die mit dem Wissen und der sozialen Autorität der Altgermanistik nicht zu beantworten sind und deshalb den altgermanistischen Einfluss auf die Ausgestaltung des Lektürekanons einschränken. Wo SCHERWINSKY als professionsbewusster Literaturvermittler die Aufwertung entwicklungspsychologischer Faktoren als legitime Bezugsgröße didaktischer Reflexion fordert, untergräbt er mittelbar die schulkanonische Geltung der Literatur des Mittelalters. Durch seine Bemerkungen zur Differenz von Unterhaltungs- und Erziehungswerten sowie zum hermeneutischen Bedarf an personalen Applikationsmöglichkeiten (vgl. 1950, 428) diskreditiert er das biogenetische Prinzip der Lektüreauswahl, mit dem die Lektüre der älteren Literatur in den unteren Klassen bis dato gerechtfertigt worden ist.⁵ Damit steigt der oben erläuterte politische und pädagogische Legitimationsbedarf erneut.

In *Die Pädagogische Provinz* stößt SCHWERWINSKYS Argumentation auf das Wohlwollen der Herausgeber. Vor allem die Forderung, dass die Vermittlung der älteren Literatur eine Legitimation auf der Basis lesepsychologischer Erwägungen bedarf, wird im Verlauf der folgenden Debatte von den Vertretern einer philologischen Heterodoxie aufgenommen. GOTTFRIED STEIN, der ebenfalls die „Fassungskraft des kindlich-jugendlichen Lesers“ (1950c, 580) als zentrale Bezugsgröße der Vermittlung einer literaturaffinen Einstellung hervorhebt, konstatiert einen Mangel an zuverlässigem Wissen über die tatsächlichen Lesekompetenzen der Schüler (1950b, 553) und markiert damit – lange vor der Institutionalisierung der Fachdidaktik – spezifisch literaturpädagogische Forschungsdesiderate. Diese betreffen in ihren lese- und entwicklungspsychologischen Implikationen die Frage nach dem literarischen und historischen Vorwissen angemessener Rezeptionshandlungen. So zielt auch STEINS Aufwertung von Lernbarkeiterwägungen gegenüber philologischen Wertungsschemata darauf ab, Schüler vor den Überforderungen philologischer Lernangebote zu bewahren und altersangemessenen Lektüren den Weg in den Unterricht zu bahnen, „deren Geschehnisse und Gestalten die Wertvorstellungen unserer Jugend nicht verwirren, sondern klären und stärken“, denn ohne den Aufbau eines Vorwissens sind „Morde, Gemetzel, Trug, Betrug und Hinterlist und was es sonst an Handfestigkeiten gibt, die nur im Ganzen und aus dem Mythos verstanden werden können, [...] keine Kinderlektüre“ (1950c, 584).

Wo STEIN darüber hinaus mit seiner Kritik an der Vorstellung, „daß es etwas gibt, „was zur Bildung gehört““ (581) ein Bildungskonzept infrage stellt, das literarische Bildung als Aneignung unverzichtbarer Texte begreift, entsteht nicht nur die Notwendigkeit, den lesepädagogischen Einsatz der Heldenlieder neu zu legitimieren. Handlungsbedarf entsteht auch, als in der Folgezeit „die Lebensnähe der altdeutschen Texte“ und „die innere Haltung der Jugend gegenüber ‚Parzival‘ und dem ‚Armen Heinrich‘“ zum pädagogischen Problem werden (GULDE 1953, 5). Und wo die Forderung einer altersangemessenen Lektürewahl nicht nur „bei Deutschlehrgängen“, sondern auch in „Rundfunkdebatten von Lehrern und Schülern“ eine breitere Öffentlichkeit erreicht, droht

ein erheblicher Verlust (alt-)philologischer Einflussbereiche. Dabei schwindet im historischen Feld der frühen 50er Jahre nicht nur das Lesepublikum der älteren Literatur. Durch „die künstlichen Wogen der ‚Umerziehung‘“ droht dem „*Nibelungenlied*“, „den Grimmschen Märchen und anderen Gestalten (so Wilhelm Buschs ‚Max und Moritz‘)“ (GAIL 1952/53, 228) der Verlust schulkanonischer Geltung.

V. Eine kompromittierte Deutungstradition. Für die schulische Verankerung der Literatur des Mittelalters ist im weiteren Verlauf der Debatten nach 1945 besonders prekär, dass der Verdacht artikuliert wird, ihr schulischer Stellenwert verdanke sich unweigerlich einem mythisch imprägnierten Geschichtsbild, dessen Untergang durch die jüngste Geschichte sinnfällig geworden ist. Wenn der Verdacht nicht entkräftet werden kann, dass altgermanistische Gegenstände und Praktiken den militärischen und politischen Untergang Deutschlands mitzuverantworten haben, droht der Verlust un längst erworbenen Ansehens – wie die Konsequenzen belegen, die zu jener Zeit für den Deutschunterricht der DDR erwogen werden. Und so muss die schulische Etablierung der älteren Literatur auch deshalb erstaunen, weil ihre mythengesättigte Affinität zu Willkür, Gewalt und Fatalismus in den Augen pädagogisch aufgeschlossener Zeitgenossen nicht nur „eine gewisse Philologen-Ideologie, Germanisten-Romantik und Nordgläubigkeit aus akademisch-professoraler Sphäre“, sondern auch „Taten“ hervorgerufen hat, „die den deutschen Namen für Jahrhunderte mit Schmach und Schande bedecken“ (ANTZ 1949, 346f.). Eine breitere schulische Rezeption verdankt die Literatur des Mittelalters einer Rezeptionsgeschichte, die der NS-Kultur- und Bildungspolitik Anknüpfungspunkte geboten hat.⁶

Im Zentrum dieser Traditionslinie steht das Bemühen, das *Nibelungenlied* (*NL*) als ein „deutsches Nationalepos“⁷ zu präsentieren, dessen schulische Lektüre die Ausbildung der im Lied enthaltenen heroischen Dispositionen (Siegfrieds ungestümes Heldentum am Wormser Hof, Hagens fatalistische Opferbereitschaft) ermögliche. In diesem Sinn hat bereits A. W. Schlegel das *NL* als „Hauptbuch bei der Erziehung der deutschen Jugend“ gelesen und ihm das pädagogische Potenzial zugeschrieben, „kraftvolle Männer zu er-

ziehen und die Einheit des Reiches wieder herzustellen“.⁸ In ähnlicher Intention hat Karl Simrock, ein weiterer Herausgeber des *NL*, den Text als „Feld- und Zeltpoesie“ beworben, mit dessen Hilfe „man Armeen aus dem Boden stampfen“⁹ kann. Der in dieser Deutungstradition stets vorausgesetzte Konnex von *NL* und heroischer Nationalerziehung wird auch dort aktualisiert, wo den Lehrern Ratschläge an die Hand gegeben werden, die Interessen der Heranwachsenden an der Literatur des Mittelalters zu wecken. In einem lesepädagogischen Kommentar empfiehlt etwa OTTO KOCH den Gymnasiallehrern: „Um das Interesse am Nibelungenlied für die Obersekunda neu zu beleben, wird der Lehrer zweckmäßig die nationalen Gefühle der Jugend aufrufen, indem er darauf hinweist, daß im Jahre 1813 die deutschen Studenten das Nibelungenlied wie ein heiliges Buch im Tornister mit ins Feld nahmen und sich am Lagerfeuer an den Heldenlegenden deutscher Vorzeit zu eignen großen Taten begeisterten.“¹⁰ Dergestalt ist das *NL* zu einem Erziehungsmedium avanciert, das den Schülern den Weg aus den Klassenzimmern in die Schützengräben ebnen sollte.

Sofern nationale Begeisterung als Voraussetzung oder Ziel einer gelungenen Lektüre veranschlagt worden ist, kann es nicht verwundern, dass sich diese Traditionslinie im Zuge der Re-Education-Politik ungünstig auf eine Etablierung des Textes im schulischen Lektürekanon auswirkt. Als problematisch für die Bemühungen um die (Um-)Erziehung der Jugend erweisen sich die mythischen Implikationen der tradierten pädagogischen Rede von *Schicksal* und *Unentrinnbarkeit*, wie die Auseinandersetzungen auf dem *Kunstpädagogischen Kongress* in Fulda (28.1.–3.2.1949) belegen. Namentlich das Eröffnungsreferat THEODOR SEIDENFADENS über *Die Schicksalssage und ihre Auswirkung auf die deutsche Erziehung*, in dem „mit der Apparatur eines verhängnisvollen, ach nur zu bekannten Mystizismus die ‚deutsche Schicksalssage‘ zum Unterrichtsprinzip erhoben wurde“, kollidiert mit den veränderten bildungspolitischen Erwartungen. Das zeigt z. B. die Reaktion der Oberregierungsrätin ELSE SCHMÜCKER, die als Repräsentantin des nordrhein-westfälischen Kultusministeriums am Kongress teilnimmt: „Mythos als Bildungsmacht, Seelentiefe des ‚Volkes Hagens‘, des ‚tragischsten aller Völker‘, sein [sic!] Erneue-

rung im Nibelungengeiste“, in beschwörenden und schwärmerischen Worten wurde alles wieder lebendig, was einst den verantwortungsbewußten Erzieher mit Grauen erfaßte: Die einseitige Auswahl, die Überbetonung der Schicksalssage, das Bekenntnis zum unentriinbaren Verhängnis, das Jasagen zur Vernichtung, das Dunkelste und Mystischste der Schicksalssage als nötige Nahrung für den jungen Deutschen, der vor der Entscheidung der ‚Weltzeitsekunde‘ steht.“ (1950, 375 f.)

Die Reaktionen auf SEIDENFADENS Vortrag zeugen vom Resonanzverlust eines bis dato etablierten Deutungskanons.¹¹ Bedenklich erscheint die schulische Vermittlung der Literatur nicht nur aufgrund „eine[r] innerlich noch labile[n] Jugend“, sondern auch, weil „der Heilungsprozeß mancher Erzieher nicht genug vorangeschritten“ ist, um eine pädagogisch verantwortbare „rechte Auswahl und rechte Deutung der Sagen“ (376) zu gewährleisten. Allzu offensichtlich kollidiert die mythische Deutung von *NL* und Helden- bzw. Schicksalssagen mit dem pädagogischen Desiderat, den Glauben an die mythische Determination des (deutschen) Schicksals durch das aufgeklärte Bekenntnis zu einer eigenverantwortlichen Gestaltung der Geschichte zu ersetzen. Um den nachwachsenden Deutschen die Möglichkeit zu vermitteln, sich selbst als Subjekte ihres Schicksals zu verstehen, muss ein literaturvermittelter Fatalismus außer Kraft gesetzt werden, „der den Willen zur politischen Verantwortung lähmte und den Politikern der verbündeten Wut die Durchsetzung ihrer Ziele und die Anwendung ihrer Methode erleichterte“ (ANTZ 1949, 348).

Vor diesem Hintergrund entsteht ein Bewusstsein dafür, dass die Literatur des Mittelalters ihren kanonischen Rang keinen überzeitlichen Werten, sondern primär einer nationalpädagogischen Bewusstseinsbildung verdankt (vgl. STEIN 1950c, 579). Dadurch verlieren das *NL* sowie das dadurch repräsentierte Kanonsegment an Kredit. In dem Maße, in dem man es rezeptionsgeschichtlich als „Gegengewicht gegen die übernational-humanistische ‚Bildung‘“ enttarnt, wird erkennbar, dass jenem Kanonsegment „von Wilhelm II. ,romantischer Nibelungentreue‘ bis zu Hitlers Stalingrad, bis zu Goebbels und Himmlers blutiger ‚Götter- und Deutschlanddämmerung ein[en] nationalistisch-,heroischer‘ [...] Sinn“ implementiert worden ist, „der aus dilettantischem Aesthetizismus

und bösartigem Nihilismus schauerlich gemischt war“ (579). Da „die allzu kritiklose und oft schwärmerische Hinnahme des Erbes der Romantik“ unabweisbar „große Gefahren für das geistige und politische Leben des deutschen Volkes heraufbeschworen hat“ (ANTZ 1949, 348), erscheint auch die überkommene Gestalt des schulischen Lektürekanons revisionsbedürftig. Das betrifft vor allem – aber nicht nur – den Stellenwert des *NL*, das sich als Kampfinstrument mit zweifelhaftem pädagogischem und politischem Impact erwiesen hat.

VI. (Volks-)Pädagogische Desiderate. Trotzdem ist es für die erfolgreiche Etablierung der Literatur des Mittelalters vorteilhaft, dass sie mehr als ein austauschbares Segment des historischen Lektürekanons zu sein scheint. Paradoxerweise zeigen sich gerade dort Anknüpfungspunkte für die Identifizierung pädagogisierbarer Werte, wo sich der Stellenwert des *NL* als Produkt einer Rezeptionsgeschichte mit nationalpädagogischen Implikationen erwiesen hat. Offensichtlich wirkt im historischen Feld ein Habitus, der diese Literatur als Element einer zwar lädierten, jedoch zu restituierenden Leitkultur anerkennt und daraus pädagogische Desiderate ableitet. Das zeigt bereits 1950 SCHMÜCKER'S Relektüre von JOSEPH ANTZ' *Führung der Jugend zum Schrifttum* (1950). Sie enthält erste Hinweise darauf, wie es gelingen kann, die Literatur des Mittelalters als Therapeutikum einer lädierten kollektiven Identität zu rehabilitieren. ANTZ' Ausführungen seien „heute notwendig“, weil „gelegentlich ein *Mangel an echtem* Nationalgefühl, eine stumpfe Gleichgültigkeit dem deutschen Schicksal gegenübergestellt wird“, was SCHMÜCKER „nicht minder bedenklich als das entgegengesetzte Extrem“ erscheint: „Beide führen in den Nihilismus“ (1950/51, 177). Schmucker empfiehlt also die (romantische) Rückbesinnung auf eine ursprüngliche deutsche Volksdichtung, die die Gefahr von Schicksalsgläubigkeit *und* Nihilismus banne, sofern man sie von den Vereinamungen von „Deutschkunde“ und „einer deutschen Wissenschaft“ reinige.

Trotz dieser volkspädagogischen Herausforderung bleibt jedoch die Affinität der Literatur des Mittelalters zu thematischen Gewaltdarstellungen für eine Literaturpädagogik problematisch, die sich der Umerziehung der Deutschen verpflichtet

fühlt. Im Unterschied zur Helden- und Abenteuerliteratur des populären Sektors gelingt es dieser Literatur jedoch, der pädagogischen Zensur zu entgehen und als deren Antonym zu erscheinen. Um zu zeigen, wie die Literatur des Mittelalters einen eminenten Wert im bundesrepublikanischen Lektürekanon gewinnt, wird im Folgenden der öffentliche Streit um das *NL* aufgearbeitet. Methodisch werden damit Rekanonisierungsprozesse über die Debatten rekonstruiert, in denen Pädagogen und Philologen über das *NL* urteilen und dabei Konturen legitimer Lektüren abstecken, die den unwahrscheinlichen Aufstieg des Kanonensegments ermöglichen.

VII. „Nibelungenlied“ – richtig gelesen. Was sich exemplarisch an den Debatten um das *NL* nach 1945 zeigt, ist die öffentliche Auseinandersetzung um die adäquate Deutung der kollektiven deutschen Identität und ihrer Geschichte. Wo diese im Epos, dem man „von Lesebuch zu Lesebuch [...] eine wahre „*Nibelungentreue*““ (GAIL 1952/53, 228) hielt, gespiegelt wird, avanciert das *NL* zum nationalen (Selbst-)Reflexionsmedium. In dieser Situation stellt sich zunächst ERNST ZICKEL dem „Generalangriff [...] auf die Erzeugnisse altgermanistischen Geistes“ (1950, 585) entgegen. Im Spannungsfeld konfligierender Erwartungen bemüht er sich um die Vermittlung von Ethik und Ästhetik und konstatiert, dass für „die Bewertung einer Dichtung als Schullektüre [...] der ästhetische und der pädagogische Gesichtspunkt maßgebend“ sei, ohne dass man sich dabei „ausschließlich des ethischen Maßstabs“ (585) bedienen dürfe. Um pädagogischen Werterwartungen gerecht zu werden, ohne diese auf Kosten ästhetischer Selektionskriterien zu profilieren, verweist er auf die Anschlussfähigkeit des Textes an die Erfahrung des politisch-militärischen Untergangs. Wertvoll sei das *NL*, weil es „Verhältnisse [schildert], die uns im Innersten angehen, weil sie denen gleichen, die jüngst über uns hinweggegangen sind“. Diese Verhältnisse könnten eine Korrektur der „Verfälschungen und schiefen Auslegungen“ (589) sowie die Entwicklung einer aus politisch-pädagogischer Sicht „richtige[n] Einstellung zu den geschilderten Geschehnissen“ (588) fördern. Zu diesem Zweck bemüht sich Zickel um eine Rehabilitierung des *NL* und zeigt, dass sich auch die jüngste militärisch-politische Geschichte im Sinn-

horizont des Textes bewegt. Über diesen Erfahrungsbezug stellt er eine Selbstverständigung der Deutschen mit ihrer Geschichte von besonderer Art in Aussicht. In ZICKELS Lektüre avanciert es zu einer Self-Fulfilling-Prophecy: Man wird wie Siegfried und die Burgunden behandelt, wenn man wie diese handelt. So gelesen bezeugt das *NL* die historische Wirklichkeit und rückt auf zu einem Text mit besonders aufklärerischen Impacts: „Die Ermordung Siegfrieds wird ihren [der Schüler] Unmut erregen, der Untergang der Nibelungen ihnen in gestalteter Form grauses Erleben vor Augen führen, wie es die Väter am eigenen Leib erfahren haben.“ (589)

Soll die Rezeption als Aufklärungsprogramm gelingen, darf keinesfalls der Eindruck entstehen, dem mythischen Schicksal sei nicht auszuweichen. Erwünscht ist vielmehr eine aufgeklärte Lehre der Geschichte, die anschlussfähig ist für pädagogisch-politische Handlungsanweisungen: Hütet euch vor den dämonischen Gewalten, die euch auf Schritt und Tritt umgeben, folgt den guten Geistern, die, von der Vernunft regiert, auch zur Menschenliebe führen! Die Nibelungen können in jedem Augenblick wiedererstehen. Laßt sie nicht auftreten, wenn auch ihr Glanz uns bestreikt.“ (588) Um diesen Ertrag zu gewährleisten, versucht ZICKEL, NS-Propagandaphrasen wie die von der „Selbstbehauptung bis zum letzten Atemzug“ oder der schicksalhaften „Notwendigkeit, die in dem dargestellten Geschehen waltet“ (587) ihren mythischen Beiklang zu nehmen. In einer instruktiven Lektüre ist er bemüht, die Macht des Mythos durch eine psychologisierende Lesart in genuin ästhetische Werte umzuwandeln. Hagens „impionierende Selbstbehauptung bis zum letzten Atemzug“ interpretiert er vor diesem Hintergrund nicht als „reine Grausamkeit“, sondern als Ausdruck „gewaltige[r] Leidenschaft, die niemals dem Teuflischen entspringt“. Die „Notwendigkeit, die in dem dargestellten Geschehen waltet“, entschärft er als „Merkmal aller großen Dichtungen“. Sofern diese ursächlich auf das „Wesen der handelnden Persönlichkeit“ bezieht, kann man konstatieren: „Schuld und Sühne stehen in angemessenem Verhältnis. [...] Man suche eine Dichtung, in der die Willkür so wenig spricht wie im *N.L.*!“ (587).

Um seine instruktive Lektüre gegenüber den „Verfälschungen und schiefen Auslegungen“ einer manipulierten Rezeptionsgeschichte sowie

„unserem vielgeschwätzigen Zeitalter“ (589) abzusichern, bemüht ZICKEL eine Form der Lektüresteuerung, die im Rückgriff auf Gemeinschaftsevokationen in Form der ersten Person Plural die Differenz zwischen Text und Lektüre auszublenden sucht.¹² Damit stellt er sicher, dass „wir“ unser Augenmerk auf die Grundzüge der Dichtung“ (589) richten und das anvisierte Programm einer aufgeklärten Werteorientierung nicht in einer Botschaft „von der Schicksalsverfallenheit dieser Welt“ mündet, „in dem als höchste Tugend der Schicksalstrotz zur Entfaltung gekommen sei“ (585).

Obwohl ZICKELS Lektüre das *NL* als symbolischen Spiegel der jüngsten deutschen Vergangenheit präsentiert, fußt sein Programm zur Geschichtsbewältigung aus lesetechnischer Sicht auf der Aktivierung literarhistorischer Alterität. Das Interesse der Schüler wecke das *NL* wie auch die „übrigen Schöpfungen altgermanischen Schrifttums“, weil diese Literatur „unser Gemütsleben nicht mehr unmittelbar anspricht, sondern aufgrund der Gedrungenheit und Herbheit der Form [...] unserem vielgeschwätzigen Zeitalter zu denken“ (589) gebe. Die Konfrontation mit Alterität beschere den Lesern Ursprungserfahrungen wie „Urgegensätze in der menschlichen Natur“, „wie sie unsere großen Dichter immer beschäftigt haben (Faust – Mephisto, Egmont – Alba). Ähnlich wirkt die Feindschaft zwischen Hagen und Kriemhild wie der Urgegensatz zwischen Mann und Weib, wenn die Ur Liebe, die beide bindet, ausgeschaltet ist“ (587) ist. So gelesen avanciert das *NL* zu einem Speicher von „monumentalen Szenen“, die – der Konkurrenz kompromittierender Geschichtsbilder und Diskurse enthoben – nicht „aus dem Gedächtnis unserer Jugend und unseres Volkes“ (589) gelöscht werden sollten.

Während ZICKEL auf die Autorität des (Ur-)Textes insistiert, um richtige von falschen Auslegungen zu scheiden und unangemessene bildungspolitische Ansprüche zurückzuweisen, führt der Fortgang der Debatte die Schwierigkeit vor Augen, die „Gefahr erneuter Mißverständnisse“ und Fehldeutungen (KLÖCKNER 1951, 267) angesichts erodierender Deutungskanons allein durch eine suggestive Lektüresteuerung zu bannen. Einen anderen Weg, die schwer normierbare hermeneutische Selektion von Haupt- und Nebengedanken zu kanalisieren, führt KLAUS KLÖCKNERS Versuch vor Augen, die disparaten Teile des *NL*

durch kulturhistorische Kontextualisierungen in eine pädagogisch anschlussfähige Ordnung zu überführen. Damit wird die Frage der richtigen Deutung zum Problem der Wahl eines angemessenen lektüreleitenden Referenzkontextes. Seine Wahl leitet indes eine weitreichende Verschiebung bzw. Umwertung tradierter Hierarchien innerhalb des Lektürekanons ein. Anschlussfähig erscheint ihm nämlich – im Rekurs auf SCHWIETERING – die Orientierung schulischer Lektüren an der Idee einer „fest eingefügten Ordnung des religiösen und sozialen Lebens“ (268). Setzt man diese kulturhistorische Konstellation als Telos literarhistorischer Entwicklungsprozesse, lässt sich an der Literatur des Mittelalters die „Überwindung des einseitigen germanischen Ehrbegriffs“ ablesen, „der Tapferkeit auf Kosten anderer menschlicher Tugenden absolut setzt und nur den Maßstab der Härte gelten lässt, durch den Geist des christlich abendländischen Mittelalters, der Mitleid und Hochherzigkeit dem besieгten Feinde gegenüber fördert“ (268). Diese Kontextualisierung läuft indes auf eine literarhistorische Neuperspektivierung hinaus. Immerhin verschiebt Klöckner das Telos literarhistorischer Vermittlungsbemühungen vom *NL* zum „Zusammenhang des beginnenden 13. Jahrhunderts, darin der höfische Roman tonangebend ist“ (268). Wurde das *NL* bis dato als Höhepunkt der Entwicklung eines germanischen Kriegerethos gelesen, kehrt KŁOCKNERS Kontextualisierungsvorschlag das zugrunde gelegte Schema historischer Entwicklung um: „Von ihrem Zielpunkt aus will diese Dichtung verstanden werden, nicht von irgendwelchen unerschlossenen Vorstufen her.“ (268) Folgt man seinem Vorschlag, muss das *NL* in Relation zum literarischen Umfeld gelesen werden, das durch Wolframs von Eschenbach *Parzival* repräsentiert wird, eine Kontextualisierung, die eine Relektüre des Mittelalters als christlich-abendländisch einleiten und so das Problem der Pädagogisierung thematischer Gewalt entschärfen soll.

Damit deutet sich der Umriss eines Deutungskanons an, der verwilderte Lektüren kanalisieren soll und deshalb bezeichnenderweise von Experten stellvertretend für die Schüler erlesen und von den Deutschlehrern verwaltet wird. Das zeigt der Beitrag ANTON GAILS (1952/53), der sich der Instruktion einer schulischen *NL*-Lektüre widmet, durch die pädagogische Bedenken ernst genom-

men – und entkräftet werden können. Für GAIL, der wie KŁOCKNER ZICKELS Idee der Entbindung pädagogischer Impacts im Rahmen einer unmittelbaren Textbegegnung jenseits lektüreleitender Vorentscheidungen skeptisch gegenübersteht, beinhaltet die *NL*-Lektüre nämlich ein hermeneutisches Selektionsproblem, das durch institutio- nenspezifische Zwänge verschärft wird. Als Philologe ist ihm bewusst, dass literarische Bildung konstitutiv an die Lektüre von Ganzschriften gebunden ist. Dank seines Germanistikstudiums „weiß der Deutschlehrer [...], daß jeder Versuch, das Ganze in Stücken darzubieten, nur Unklarheit und Missdeutung im Gefolge hat“ (229). Als Lehrer ist ihm dagegen die Unvermeidbarkeit pragmatischer Arrangements bekannt: „Für das Ganze hatte der Deutschunterricht der höheren Schule keine Zeit, die Übersetzung war nicht besser als eine schlichte Nacherzählung, und die breiteste Auswahl vollbrachte nicht mehr als eine Fülle schwer zu sammelnder Beleuchtungseffekte.“ (228) Da die „Ökonomie des Unterrichts [...] den Lehrer ohnedies auch bei strenger Beschränkung auf einen Auswahlgesichtspunkt, einen Einzelaspekt, zu schmerzlicher ‚Einsparung‘ [zwingt]“ (229), muss GAIL eine „glaubhafte Auswahl“ bzw. „einen legitimen Auswahlgesichtspunkt“ (228) qualifizieren, der „dem Stande der Forschung Rechnung trägt und jugendpsychologisch gleich fruchtbar ist“ (229). Da es aus (philologischer) Verantwortung vor dem „Bau des Ganzen“ gilt, eine pädagogische „Zuschneiderei“ des *NL* im Sinne einer „Quersumme aus Einzelstrophen“ zu vermeiden, ist es aufschlussreich, wie GAIL die gesuchte „zentrale und repräsentative Episode“ (229) qualifiziert, die ein angemessenes (Neu-)Verständnis des Klassikers ermöglichen soll. Heikel ist bereits das Ansinnen, immerhin impliziert die Identifikation einer sinnstiftenden Episode ebenfalls einen hermeneutischen Akt der Datenverknappung, der mit dem Vorwurf der „Zuschneiderei“ belegt werden könnte.

GAIL sucht eine Lösung, die die andauernde Rezeptionskontroverse um eine angemessene Form der Lektüre¹³ durch den Nachweis der historischen Heterogenität des *NL* zu schlichten versucht. In diesem Sinn fördert seine Lesart die „Begegnung vor- oder frühhöfischer Lebenswirklichkeit und -dichte mit dem heroischen Stoff“ (230) zutage. Deshalb seien die „Ritter des Nibe-

lungenliedes [...] keineswegs heidnische Recken, aber auch nicht die Idealtypen des höfischen Romans, sondern ganz schlicht und dicht Lebensbilder am Vorabend der Rückwirkung jener sittlichen Modelle des höfischen Romans auf das Leben selbst“ (230).¹⁴ Akzentuiert man die historische Heterogenität, kann der Text als Repräsentant einer Epochenschwelle gelesen werden, die ebenso Züge einer germanischen Vorzeit aufweist, wie sie auf das von KLÖCKNER vorgeschlagene neue Zentrum des ältesten Kanonsegments vorausweist. Vom Deutschunterricht fordert dieser Lektürevorschlag die Ausbildung der Kompetenz, „das Alte im Neuen“ bzw. „das Neue im Alten zu erkennen“ (MAURER 1957, 5). Um angesichts der knappen Ressource „Unterrichtszeit“ jedoch jene „wahrhaft bedeutsame[n] Episode sichtbar zu machen“ (GAIL 1952/53, 231), an welcher der Nachweis heterogener historischer Segmente exemplarisch durchgeführt werden soll, sucht GAIL für die verunsicherten Deutschlehrer eine Textstelle, die als „die Aventiure der ‚wundersamen Verschmelzung des Germanischen mit dem Ritterlichen‘, der anhebenden Hingabe an die innere Gesittung des Christlichen“ gelesen werden kann. Fündig wird er „im Geschick und in der Gestalt Rüdegers“.¹⁵

Attraktiv ist dieser Lektürezuschnitt im schulischen Sektor, weil er die Pädagogisierung von Menschenbildern ermöglicht, wobei lediglich Leitbilder ausgetauscht werden müssen: GAIL gilt vornehmlich Wolframs von Eschenbach „Menschenbild [...] als Leitbild“, das „eine Rangordnung [begründet], der der Deutschunterricht als Erziehungsträger ganz besonders verpflichtet ist“, so dass künftig Wolframs und Walters Texte als „Mitte und Höhepunkt unseres Deutschunterrichts im Bereich des altdeutschen Schrifttums“ (230f.) zu gelten haben. So bleibt die schulische Erschließung letzten Endes im Rahmen einer moralischen Lektüre verhaftet, der es gegenüber der historischen Wirklichkeit abdichtet. Der pädagogische Wert wird nämlich dort identifiziert, wo die Partikularität der historischen Konstellation ins Allgemein-Menschliche transzendiert wird. Sofern Rüdeger „sogar in Hagen eine Regung schlichter Menschlichkeit wach[ruft]“ (231), wird das Geschäft des Deutschlehrers, den „die erziehliche, menschenbildende Absicht [...] als Vermittler leitet“ (232), erleichtert.

Der strategische Wert dieser Relektüre lässt sich an den vielfältigen Anschlussmöglichkeiten für die Verankerung des ältesten Kanonsegments im schulischen Lektürekanon – und für die Stabilisierung der öffentlichen Nachfrage nach philologischen bzw. altgermanistischen Kompetenzen ablesen. Offensiv versucht die pädagogisch-philologische Publizistik der 50er und 60er Jahre, den Deutschunterricht an der „Sichtbarmachung des ritterlichen Menschenbildes in den Zügen“ zu orientieren, „die uns heute zum Erlebnis werden können“ (HEISE 1956, 6). Pädagogische Anknüpfungspunkte werden ebenso im „Bild des christlichen Ritters im Hochmittelalter“ (MEISSBURGER 1962, 21) wie in den „Frauengestalten im ‚Parzival‘ Wolframs von Eschenbach“ (HEISE 1957, 62) identifiziert. Diese Leitbildpädagogik wirkt bis in ULSHÖFERS wirkmächtige Methodik, in der der vorbildliche Parzival gegen die „Gestalten der modernen Dekadenzdichtung“ als Zerrbilder gelungener literarischer Erziehung ausgespielt wird (1960, 46f., 49).

Obwohl die Etablierung des ritterlichen Menschen als Erziehungsleitbild dazu tendiert, den Bezug zur literarhistorischen Wirklichkeit zu verlieren (vgl. dagegen BUMKE 1964), entsteht durch die von KLÖCKNER, GAIL und ULSHÖFER vorangestriebene Kanonrevision auch eine verstärkte Nachfrage nach altgermanistischem Wissen. Dabei bietet die Neubewertung des Kanonsegments unter christlichen Vorzeichen zunächst die Möglichkeit, bislang vernachlässigte und deshalb unverdächtige Texte in den Vordergrund des Deutschunterrichts zu rücken. Davon profitieren zunächst die „großen Werke der Stauferzeit“, die zum neuen „Kernstück mittelalterlicher Dichtung“ erhoben werden, „mit dem die Schule im Original bekannt machen kann“ (MAURER 1953a, 3). Um Evidenzverluste infolge der Erosion des nationalistischen Deutungskanons zu kompensieren, entsteht darüber hinaus ein Bedarf an (kontextuellem) Rahmenwissen, das die neuerdings erwünschten Lektüren der verunsicherten Lehrer absichern kann. Vor diesem Hintergrund entsteht ein Epochenprofil, das durch die „Salische Geistlichendichtung“ (1953b) sowie Texte Walters von der Vogelweide, Gottfrieds von Straßburg, vor allem aber durch Wolframs von Eschenbach *Parzival* repräsentiert ist.¹⁶ Über die Grenzen dieser höfischen Blütezeit hinaus werden *Meier Helm*-

brecht, die „Behandlung mittelalterlicher Spiele (GERLACH 1957, 99), Schildbürgergeschichten und Schwänke, Wolframs von Eschenbach *Wigalois* sowie die Texte von Rudolf von Ems und Konrad von Würzburg instruktiv für die schulische Lektüre erarbeitet. Dass auch die „Dichtung des späten Mittelalters“ nicht hinter „der Betrachtung und Beachtung [...] der hohen Stauferzeit“ (ULSHÖFER 1965, 4) zurücktreten müsse, dokumentiere *Der Deutschunterricht* 1965, insofern „es doch ein berechtigter und naheliegender Wunsch [war], der Dichtung des späten Mittelalters ausdrücklich ein besonderes Heft zu widmen“ (4). Da das Mittelalter auf Anzeichen „einer ausgesprochen religiösen Zeit“ hin gelesen wird, erscheint es im weiteren Verlauf der Debatte folgerichtig, „das Schwergewicht von Heldenepos und Minnesang auf die religiösen Äußerungen der Scholastik und Mystik und ihre Widerspiegelungen in der Dichtung“ zu verlagern: „Wenn es stimmt, daß das deutsche Mittelalter aus der Verbindung von Germanentum und Christentum erwuchs, dann würden wir unserer wie jener Zeit gerecht, wenn wir dem Parzival, Walthers Morgensegen, Dante, dem Spiel vom Antichrist und dem Ackermann aus Böhmen den Vorrang gäben vor dem Nibelungenlied, den politischen Sprüchen des Vogelweiders, Gudrun, Beowulf, Tristan, Meier Helmbrecht und Hans Sachs.“ (MISSFELD 1957, 70). Wie sehr die Revision des historischen Kanons den altgermanistischen Literaturvermittlern die Chance bietet, den Marktwert ihres instabilen Kanonsegments zu stabilisieren, zeigen die Beiträge zu Texten und Themen, denen bis dato kaum Raum im schulischen Lektürekanon zugewilligt worden ist. Dazu zählen etwa „„Ecclesia“ und „Synagoge“ vom Straßburger Münster in Bild, Gedicht und Essay“ (ERCKMANN 1957), die geistlichen Dramen des Mittelalters, Texte der mittelalterlichen Marienlyrik, Teufelserzählungen, österliche Spiele und *Der Ackermann von Böhmen*. Auch Dantes *Die göttliche Komödie* wird ins Spiel gebracht. Selbst bislang wenig gelesenes „Predigererzählgut“ (WOLF 1962), ebenso die Predigten Meister Eckeharts werden als Komponenten des neuen Rahmenwissens exponiert, zumal alle Texte demonstrieren, „wie gut die als unzugänglich oder unergiebig bekannte Literatur des Mittelalters in einen lebensnahen Deutschunterricht gehören könnte“ (KUHN 1953, 85).

Anschlussfähig ist der neue Referenzkontext des christlichen Abendlandes auch, weil er die Möglichkeit eröffnet, die diskreditierten Traditionenbestände in eine (Vor-)Geschichte der höfisch-christlichen Literatur einzuordnen¹⁷ und diese als nunmehr unverdächtigen Bestandteil einer renovierten Leitkultur im schulischen Gebrauch zu recyceln. Wo die „Christianisierung unserer Vorfahren“ (ULSHÖFER 1956, 4) zum lektüreleitenden Thema des literarhistorischen Kurses wird, sind auch Texte „vor der Bekehrung unserer Vorfahren zum Christentum“ (KOCH 1956, 73) gerade wegen der darin codierten Gewalt geeignet, „den großen und entscheidenden Vorgang der Verchristlichung, der Rezeption der christlichen Gedankenwelt und ihrer Vermählung mit heimischen Formen“ mit Hilfe der „großen Formen der vorchristlichen Poesie“ (MAURER 1957, 5) erfahrbar zu machen. Das gilt nicht nur für die Aufarbeitung der Muttersprache mit Hilfe von alt- und mittelhochdeutschen Texten.¹⁸ Dies geschieht auch, wo der altgermanische Schicksalsglaube gegenüber seinen jüngsten Verfallserscheinungen abgegrenzt und gegen aktuelle Kritik verteidigt wird.¹⁹ Und es zeigt sich in dem Versuch, über die Lektüre des *Sachsenspiegel* die sittliche Forderung des christlichen „Lebens im Recht“ als Wunschbild einer unversehrten kollektiven Identität in Opposition zur Wirklichkeit jüngster Vergangenheit zu etablieren.²⁰

VIII. Ironie der Geschichte. Die Konsekration der Literatur des Mittelalters profitiert von der Arbeit der Literaturvermittler an Schule und Hochschule, die die kompromittierten Lektüren über kontextuelle Normierungen zu retten versuchen. Als anschlussfähig erweist sich die Strategie, schulische Lektüren an einem Geschichtsbild zu orientieren, das personale wie kollektive Identitätsvorstellungen aus einem politisch und pädagogisch unverdächtigen christlichen Abendland erwachsen lässt, welches ein sublimiertes Verhältnis zu thematischer Gewalt kultiviert habe. Offensichtlich bietet die Relektüre der Literatur des Mittelalters unter christlichen Vorzeichen den verunsicherten Lehrern und (gelangweilten) Schülern ein Repertoire von Deutungsschemata, das die Entbindung akzeptabler Anschlusskommunikate erlaubt und jene Leerstelle füllt, die durch den Evidenzverlust der nationalistischen Mittelalter-

rezeption nach 1945 entstanden ist. Dass zur aufgeklärten (Um-)Erziehung der Nachgeborenen ausgerechnet auf die Restbestände jenes Mythos zurückgegriffen wird, der von der Aufklärung des 18. Jahrhunderts und den politischen Emanzipationsbewegungen des 19. Jahrhunderts aufgrund seiner deterministischen Eschatologie verabschiedet werden sollte, gehört zur Ironie dieser Geschichte.

Literaturverzeichnis

ANTZ, J.: Von deutscher Heldenage und von deutscher Jugendbildung in unserer Zeit. In: *Pädagogische Rundschau. Monatsschrift für Erziehung und Unterricht* 4 (1949), S. 345–349 (fortan zit: PR).

BETZ, W.: Das gegenwärtige Bild des Althochdeutschen. In: *Der Deutschunterricht* 5 (1953), S. 94–108 (fortan zit.: DDU).

BRÜGGEMANN, J.: Literarizität und Geschichte als literaturdidaktisches Problem. Eine Geschichte am Beispiel des Mittelalters, Frankfurt a. M. 2008.

BUMKE, J.: Studien zum Ritterbegriff im 12. und 13. Jahrhundert. Beihefte zum *Euphorion*, H. 1, Heidelberg 1964.

DÖRING, E.: Wieviel Mittelhochdeutsch in der Schule? In: *Deutschunterricht* 1 (1949), S. 37–41 (fortan zit.: DU).

EHRISMANN, O.: Das Nibelungenlied in Deutschland. Studien zur Rezeption des Nibelungenliedes von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis zum Ersten Weltkrieg, München 1975.

EMMINGER, K.: Neuere (vornehmlich epische) Literatur im deutschen Unterricht des Gymnasiums. In: *Zeitschrift für den deutschen Unterricht* 25 (1911), S. 397–405.

ERCKMANN, R.: Die ‚Ecclesia‘ und ‚Synagoge‘ vom Straßburger Münster in Bild, Gedicht und Essay. In: DDU 9 (1957), S. 63–69.

FASSBINDER, F.: Jugend und Dichtung. In: *Zeitschrift für deutsche Bildung* 7 (1931), S. 18–26.

FRANKENBERGER, J.: Der Literaturstreik der männlichen Jugend. In: *Die Erziehung* 7/1929, S. 420–430.

FREUND, O.: Das Hildebrandslied als Tragödie. Vom dramatischen Dialog. In: DDU 4 (1952), S. 31–41.

GAIL, A.: „Nibelungenlied“ und „Nibelungentreue“ im Deutschunterricht? In: *Wirkendes Wort* 3 (1952/53), S. 228–232.

GULDE, H.: Beobachtungen bei der Behandlung mittelalterlichen Schrifttums. In: DDU 5 (1953), S. 5–13.

HAIST, J.: Schulische Rezeption mittelalterlicher Dichtung in der Bundesrepublik und der DDR. Unter Berücksichtigung gesellschaftshistorischer Aspekte, Frankfurt a. M. 1985.

HEINZLE, J. Einleitung: Der deutsches aller Stoffe. In: J. Heinze, A. Waldschmidt (Hrsg.): *Die Nibelungen. Ein deutscher Wahn, ein deutscher Alptraum. Studien und Dokumente zur Rezeption des Nibelungenstoffs im 19. und 20. Jahrhundert*, Frankfurt a. M. 1991, S. 7–18.

HEISE, U.: Die Interpretation mittelhochdeutscher Dichtung im Bildungsplan der höheren Schule. In: DDU 8 (1956), S. 5–27.

– : Frauengestalten im „Parzival“ Wolframs von Eschenbach. In: DDU 9 (1957), S. 37–62.

Hinweis auf zwei neue Jugendschriftenverzeichnisse. In: PR 5 (1951/1952), S. 139–141.

JACOBI, J.: Die sittliche Forderung des christlichen „Lebens im Recht“, insbesondere nach dem Sachsen-Spiegel. In: DDU 8 (1956), S. 90–104.

JÄGER, D.: Praxis schulischer Altgermanistik. Theoretische Ansätze, unterrichtspraktische Beispiele und empirische Versuche, Göppingen 1989.

JÖCKEL, W. Illusionäre Verbrüderung mit der Vergangenheit. Altdeutsche Literatur im gymnasialen Deutschunterricht. In: H. Ide, I. Hubert, V. Merkelsbach, H. Thiel (Hrsg.): *Ideologiekritik im Deutschunterricht. Analysen und Modelle*, Frankfurt a. M. 1972, S. 141–157.

KLÖCKNER, K.: Noch einmal Nibelungenlied. In: *Die Pädagogische Provinz* 5 (1951), S. 267–270 (fortan zit: PP).

KOCH, K.-H.: Altes Sigurdlied und Altes Attilied im Unterricht. In: DDU 8 (1956), S. 62–74.

KUHN, H.: Zwei mittelalterliche Dichtungen vom Tod: „Memento mori“ und der ‚Ackermann von Böhmen‘. In: DDU 5 (1953), S. 84–93.

MAURER, F.: Zur Einführung. In: DDU 5 (1953a), S. 3.

– : Salische Geistlichendichtung. In: DDU 5 (1953b), S. 5–10.

– : Die Welt des höfischen Epos. In: DDU 6 (1954a), S. 5–17.

– : Über die Formkunst des Dichters unseres Nibelungenliedes. In: DDU 6 (1954b), S. 77–83.

– : ‚Hildebrandslied‘ und ‚Ludwigslied‘. Die altdeutschen Zeugen der hohen Gattungen der Wanderzeit. In: DDU 9 (1957), S. 5–15.

MEISSBURGER, G.: Gottfried von Straßburg ‚Tristan‘ im Deutschunterricht. In: R. Henß, H. Moser (Hrsg.): *Germanistik in Forschung und Lehre. Vorträge und Diskussionen des Germanistentages in Essen. 21.–25.1.1964*, Berlin 1965, S. 20–31.

MISSFELDT, F.-E.: Die Mystik in der Obersekunda. In: DDU 9 (1957), S. 70–86.

PETERS, J. „Dieß Heldengedicht muß in allen Schulen gelesen und erklärt werden“. Zur mittelalterlichen Literatur im Deutschunterricht des 19. Jahrhunderts. In: H. Korte, M. Rauch (Hrsg.): *Literaturvermittlung im 19. und frühen 20. Jahrhundert. Vorträge*

des 1. Siegener Symposions zur literaturdidaktischen Forschung, Frankfurt a. M. 2005, S. 109–135.

SCHERWINSKY, W.: Kleine Götter- und Heldendämmerung. In: PP 4 (1950), S. 426–428.

SCHMÜCKER, E.: Zum Kunstpädagogischen Kongress in Fulda. 28.11.–3.12.1949. In: PR 4 (1950), S. 375 bis 377.

– : Wiedersehen mit Joseph Antz': Führung der Jugend zum Schrifttum. In: PR 5 (1950/51), S. 176 bis 178.

SCHOBEL, H.: Reste alten Sprachgebrauchs in neuerer Zeit. In: DDU 15 (1963), S. 77–94.

SCHÖNBRUNN, W.: Die Not des Literaturunterrichts in der großstädtischen Schule. In: Die Erziehung 4/1929, S. 252–259.

– : Die Oberstufe nicht ohne Mittelhochdeutsch! In: DU 2 (1948), S. 14–21.

SCHRÖDER, E.: Kann die Schule etwas gegen die Schundliteratur tun? In: PP 4 (1950), S. 424–425.

SCHULTE WÜLWER, U.: Das Nibelungenlied in der deutschen Kunst des 19. und 20. Jahrhunderts, Gießen 1980.

SCHULZE-BERGMANN, J.: Der literarische Kanon und die Passung von Leser und Text. Eine Untersuchung zu den Begründungsfiguren literaturdidaktischer Kanonbildung im Zeitraum von 1840 bis 1977, Frankfurt a. M. 1998.

SCHWIETERING, J.: Parzivals Schuld, Frankfurt a. M. 1946.

STEIN, G.: Verbrecherische „Pädagogik“. In: PP 4 (1950a), S. 422–423.

– : Mythos und Erziehung. In: PP 4 (1950b), S. 553 bis 556.

– : Heldenage und Schule. In: PP 4 (1950c), S. 578–585.

ULSHÖFER, R.: Über ein Gemeinschaftswerk der Deutschlehrer. In: DDU 1 (1948/49), S. 1–5.

– : Zur Einführung. In: DDU 5 (1953), S. 4.

– : Zur Einführung. In: DDU 8 (1956), S. 4.

– : Methodik des Deutschunterrichts, Bd. 3 (Mittelstufe II), Stuttgart 1960.

VAUPEL, K.: Die Jugendschrift im Auftrag der Erziehung. In: Westermanns Pädagogische Beiträge 2 (1950), S. 241–248.

WUNDERLICH, W.: „Ein Hauptbuch bey der Erziehung der deutschen Jugend . . .“ Zur pädagogischen Dienstnahme des *Nibelungenliedes* für Schule und Unterricht im 19. und 20. Jahrhundert. In: J. Heinze, A. Waldschmidt (Hrsg.): Die Nibelungen. Ein deutscher Wahn, ein deutscher Alptraum. Studien und Dokumente zur Rezeption des Nibelungenstoffes im 19. und 20. Jahrhundert, Frankfurt a. M. 1991, S. 119–148.

ZICKEL, E.: Der Streit um das Nibelungenlied. In: PP 4 (1950), S. 585–589.

– : Schlusswort zum Streit um das Nibelungenlied. In: PP 5 (1951), S. 429–430.

Anmerkungen

1 Vgl. EMMINGER 1911, FRANKENBERGER 1929, SCHÖNBRUNN 1929 sowie die empirische Erhebung von FASSBINDER 1931.

2 Hinweis auf zwei neue Jugendschriftverzeichnisse. In: PR 5 (1951/52), S. 139. Vgl. auch die pädagogischen Auswahlkriterien guter Jugendliteratur (S. 41).

3 „Wer hat nicht die Erfahrung gemacht, daß Erwachsene, darunter Geistesarbeiter mit Hochschulbildung fast aller Disziplinen, an die in der Schule erworbenen philologischen Kenntnisse keinerlei Erinnerung mehr haben?“ (DÖRING 1949, 39).

4 DÖRING (1949, 37) fordert die „bewußte Pflege des einfachen, klaren Ausdrucks, der in erster Linie vom Gegenstand bestimmt wird und ihm völlig angemessen ist. Eine gemeinverständliche Sprache muß im Satzbau übersichtlich, von Verschachtelungen frei sein. [...] In dem Maße, wie der Gegenstand die Hauptsache wird, tritt der Verfasser zurück. Seine Persönlichkeit wird sichtbar in seinem Verhältnis zur Sache, die er beschreibt, nicht aber in anspruchsvollen Formulierungen und geistreichen Stilblüten.“

5 Eine Gegenposition vertritt ZICKEL (1950, 588f.). Über das biogenetische Prinzip als Instrument zur altersangemessenen Auswahl von textseitigen Anforderungen und den kognitiven und volitionalen Dispositionen der Heranwachsenden informiert STEIN (1950c, 578f.). Vgl. zu seiner Geschichte und der damit verknüpften Theorie vom Märchenalter SCHULZE-BERGMANN (1998, 73–77).

6 Vgl. PETERS (2005, 126), HAIST (1985, 49–69), HEINZLE (1991), WUNDERLICH (1991).

7 Diese Gattungsbezeichnung wählt Friedrich von der Hagen, einer der ersten Herausgeber. Vgl. August Wilhelm Schlegel: Aus einer noch ungedruckten historischen Untersuchung über das Lied der Nibelungen. In: Deutsches Museum I (1812), S. 9–36).

8 Karl Simrock: Walther von der Vogelweide. Hrsg., geordnet u. erl. v. Karl Simrock, Bonn 1870.

9 Zit. n. EHRISMANN (1975, 19).

10 Zit. n. ebenda, 99.

11 Vgl. SCHMÜCKER, 1950, 376.

12 Vgl. zu weiteren Strategien der Lektüresteuierung im Zuge der Revision des historischen Kanons zwischen 1945 und 1970 BRÜGGEMANN (2008, 129 bis 168).

13 Vgl. v. a. ZICKEL 1951, FREUND 1952.

14 Auf vergleichbare Weise suchen die Beiträge von MAURER 1954a und MAURER 1954b den Streit um die Deutung des NL zu entschärfen.

15 GAIL bedauert, dass der Literaturunterricht „in den vergangenen Jahrzehnten immer wieder den Blick

von jener zentralen Gestalt abgelenkt [hat], die die Forschung als „die großartigste Schöpfung“ des Dichters bezeichnet hat, von Rüdeger“, der „jene lebendige Wirklichkeit“ repräsentiere, „in die der Dichter den alten Stoff übersetzte“. Bedauerlich sei diese Vernachlässigung, da „sich in ihm und nur in ihm die ‚germanische Schicksalsüberwindung in höfischem Gewande‘ [offenbart]. In der Gestalt Rüdegers sammelt sich die Verdichtung des Vorzeitstoffes auf die lebendige Wirklichkeit, überwindet diese Wirklichkeit aber zugleich schon, indem er hier das höfische Tugendgebot zuerst seine Ansprüche anmeldet“ (1952/53, 231).

16 Ausführliche bibliographische Angaben bei BRÜGGMANN (2008, 117–126).

17 Programmatisch „Auswahlgrundsätze“ eines entsprechenden Lektürekanons skizziert ULSHÖFER (1953, 4).

18 Als grundsätzlich unproblematisch gilt im Deutschunterricht der BRD offenbar die schulische Rezeption des Kanonsegments unter sprachhistorischen Erkenntnisinteressen (BETZ 1953; SCHOBEL 1963), gewährt es doch Zugriff auf die „älteste[n], dichterische[n] Zeugnisse unserer Muttersprache“ (MAURER 1957, 5).

19 „Wir dürfen da nicht mit unseren heutigen Maßstäben messen. [...] Die Schüler lernen am Beispiel Gunnars, daß der Germane sich frei fühlt, freien Willen bekundet, und daß darum altgermanischer Schicksalsglaube nie zu tatenloser Schicksalsergenheit führen konnte.“ (KOCH 1956, 68f.)

20 „Die Geschichte des deutschen Rechts zeigt, daß die Deutschen von jener hervorragend rechtsverständig waren, ein Volk mit einem ganz bestimmten, klar ausgeprägten Rechtsgefühl.“ (JACOBI 1956, 90)

Anschrift des Verfassers: Dr. Jörn Brüggemann, Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg, Philosophische Fakultät, Lehrstuhl für Didaktik der deutschen Sprache und Literatur, Regensburger Str. 160, D–90478 Nürnberg

Konferenzberichte

Gelehrte Polemik: Typen und Techniken wissenschaftlicher Konfliktführung in der *respublica litteraria* des 17. und 18. Jahrhunderts (*Internationale Tagung in Gießen v. 23. bis 25.9.2009*)

Der gelehrte Streit steht im Zentrum einer sich neu formierenden Kontroversenforschung.¹ Ihm widmete sich auch eine von KAI BREMER (Gießen) und CARLOS SPOERHASE (Kiel) organisierte Fachtagung am International Graduate Centre for the Study of Culture (GCSC) in Gießen. Typen und Techniken dissensualer Kommunikation in der *respublica litteraria* des 17. und 18. Jahrhunderts standen im Zentrum der erfreulich interdisziplinär angelegten Tagung, bei der sich die Referenten dem Thema aus kulturhistorischer, philologischer, theologischer, ideenhistorischer, wissenschaftshistorischer und linguistischer Perspektive näherten.

In seiner Einführung in den Untersuchungsgegenstand umriss zunächst CARLOS SPOERHASE das Problemfeld. Ausgehend vom Begriffspaar Konsens – Dissens gerät Grundsätzliches in den Blick (Ist Dissens legitim? Woran erkennt man ihn? Wie geht man mit ihm um?), aber auch die Vielgestaltigkeit der Polemik: Pamphlet, Kritik, Invektive, Streitschrift u. a. polemische Formen begegnen uns in einer großen Bandbreite an Genera (Flugblätter, Rezensionen, Wörterbücher etc.) und lassen sich, neben ihrem Inhalt, hinsichtlich editorialer Taktik, Materialität, Intertextualität, Agenten, Adressatenkreis, Streit- und Lektüre-

strategien (etwa absichtsvolles Missverstehen) untersuchen. Zu fragen ist aber auch, an welchen Normen Polemik sich orientiert hat. Und nicht zuletzt: Wie verträgt sich das Modell einer transnationalen, überkonfessionellen Gelehrtenrepublik als „zivilisiertes Ideal friedfertiger Eleganz“ (Markus Friedrich) mit Kritik, gar mit dem von Pierre Bayle postulierten Kampf aller gegen alle?

Panel 1 der Tagung galt kulturhistorischen Perspektiven der Kontroversenforschung und wurde von MARKUS FRIEDRICH (Frankfurt a. M.) eröffnet, der in seinem *Pascals Zorn* betitelten Beitrag der Rolle von Emotionen im theologischen Gelehrtenstreit nachging. Anhand von Blaise Pascals *Briefen in die Provinz* (1656–1657), in denen dieser gegen die jesuitische Morallehre polemisiert hatte, arbeitete Friedrich die Aspekte Zorn, Wut und Hass heraus und plädierte dafür, die „Gefühlshaushalte“ streitender Theologen in eine historisch-anthropologisch inspirierte Geschichte theologischen Gelehrtenstreits zu integrieren. Um das „Massenphänomen“ gelehrter Streit heuristisch angemessen in den Griff zu bekommen, empfehle sich die Berücksichtigung der jüngeren Forschungen zur Gewalt in frühneuzeitlichen Gesellschaften. Damit gerieten Fragen nach den Ursachen für das Auftreten von Konflikten in einem Gesellschaftssegment, nach dem sozialen Sinn von Gewalt und Streit – hierher gehört auch der Begriff ‚Ehre‘ –, der Wahl der Streitaustragungsformen und spezifischen „streitkristallisierenden“ Situationen in den Blick. CASPAR HIRSCHI (Cambridge) nahm anschließend eine thematische Erweiterung vor, indem er zum einen die englische und die französische Gelehrtenkultur in seine Betrachtungen einbezog und zum anderen den politischen Kontext gelehrter Streitkultur beleuchtete. Bei der Analyse der Gelehrtenrepublik als „einer der wichtigsten Metaphern kollektiver Selbstinszenierung von Gelehrten im 18. Jahrhundert“ bezog er sich vor allem auf Pierre Bayles Konstruktion der *république des lettres* als Streitgemeinschaft. In seinem *Dictionnaire historique et critique* habe Bayle einen Normenkatalog gelehrten Streitverhaltens entwickelt. Interpretiere man seinen Gelehrtenrepublik-Diskurs als Versuch, einen kommunikativen Raum jenseits von Konfession und Politik zu schaffen, in dem durch Kritik und Gegenkritik Erkenntnisfortschritt möglich wird, so dürfe man dabei nicht

übersehen, welchen Verdrängungzwang das Normensystem der Gelehrtenrepublik ausübt (Ausblenden politischer und anderer Abhängigkeiten, Zensurzwänge etc.) und welche Verschleierungsmöglichkeiten es bot.

MARCELLO DASCAL (Tel Aviv), international ausgewiesener Polemikforscher und Herausgeber der Reihe *Controversies* (2005 ff.), beschäftigte sich mit der Typologie von Debatten, wobei sein Modell drei Arten diskursiver Konflikte vorsieht: *Discussion*, *dispute* und *controversy* unterscheiden sich sowohl in ihrer Absicht (Wahrheitsfindung – Sieg über den Gegner – Überzeugung) als auch hinsichtlich ihrer Ausdehnung, ihrer spezifischen Verfahrensweise, der bevorzugten Mittel, ihres Ausgangs sowie des möglichen kognitiven Gewinns. Damit korrespondieren verschiedene Modelle von Interpretation, denen in Konflikten spezielle Bedeutung zukommt. Im Fall der Kontroverse könnte das Ergebnis eines Interpretationskonflikts (alternativ zu *solution* oder *dissolution*) *resolution* sein – ermöglicht durch ein Konzept von *soft rationality*, das an die Stelle streng logischer Deduktion eine Art Abwägen von Gründen setzt, ohne dadurch Irrationalität oder Beliebigkeit das Wort zu reden.

Panel 2 war philologisch und ideenhistorisch ausgerichtet. Zunächst referierte KLARA VANEK (Köln) über epistemologische Strategien in historischen sprachwissenschaftlichen Debatten, wobei sie Lobschriften des Hebräischen aus dem 16. Jahrhundert in den Mittelpunkt stellte. Die der Legitimation des Hebräischstudiums dienenden Schriften bedienten sich typischer Argumentationsmuster, indem zuerst mögliche Einwände referiert wurden, die danach eine entsprechende Entgegnung fanden – und nicht ohne Seitenhiebe gegen die zeitgenössische Philologie ausfielen. Die *Querelle des anciens et des modernes* im literarischen Konfliktfeld der deutschen Aufklärung beleuchtete anschließend ALEXANDER NEBRIG (Berlin). In dem sich fast ausschließlich in unsachlichen, satirischen und polemischen Formen artikulierenden Literaturstreit zwischen Gottsched und den Schweizern nahm die auf Gottsched zurückgehende Satire *Der deutsche Dichterkrieg* (1741) eine zentrale Stellung ein. Die dort vorgenommene Inszenierung des Dissenses als komisches Heldenepos sei Ausdruck eines hohen Grades an Selbstreflexivität. Ihre performative Kraft ent-

falte sie durch Zuspitzung dessen, was zuvor nur ansatzweise als Streit suggeriert worden war. Der französischen Querelle kam dabei auch insfern Vorbildfunktion zu, als diese Streitform zur Etablierung einer funktionierenden literarischen Öffentlichkeit beitrug.

Panel 3 war wissenschaftshistorischen und theologischen Sichtweisen vorbehalten. Zunächst referierte CHRISTOPHER VOIGT-GOY (Wuppertal) über Valentin Ernst Loeschers *Unschuldige Nachrichten von alten und neuen theologischen Sachen* (1701–1761), wobei er den Prozess der Institutionalisierung dieser ersten theologischen Zeitschrift zu einer wirksamen Meinungsmacht des kirchlich-orthodoxen Luthertums nachzeichnete. Als Organ des lutherischen Lehrstandes in Erscheinung getreten, provozierte die Zeitschrift durch polemische Rezensionen und wurde rasch selbst Gegenstand von Konflikten. Geschickte konzeptionelle Änderungen (so 1705 der Auftritt einer „Gesellschaft“ von Mitarbeitern, die in der Zeitschrift auf Ausübung des kirchlichen Strafamts pochte; Lösung von pietistischen Leserkreisen) sicherten den *Unschuldigen Nachrichten*, Diskreditierungs- und Zensurierungsversuchen zum Trotz, einen Platz auf dem wachsenden Zeitschriftenmarkt und ihre Bedeutung als kirchenpolitische Institution. Wie durch vermeintliche Dissensbehebung allererst Dissens gestiftet wird, machte LUTZ DANNEBERG (Berlin) deutlich. Er wählte mit dem Deutungsproblem der Einsetzungsworte Jesu ein Exempel aus dem religiösen Bereich, an dem er Strategien, die Dissens lösen sollten und dabei selbst Dissens schafften, beispielhaft vorstellt. Signifikant war die Erkenntnis, dass die hermeneutisch-methodologischen Diskussionen von Anfang an nicht ergebnisoffen geführt wurden, sondern schon die Beweisführung und die gewählten Exempel Teil einer konfessionellen Polemik waren. THOMAS HABEL (Göttingen) präsentierte eine Fallstudie zu einem Gelehrtenstreit, der europaweit Aufsehen erregte und zugleich den Beginn der modernen Quartär-Paläontologie im deutschen Sprachraum markiert. Ein 1695 bei Burg-Tonna nahe Gotha aufgefundenes Skelett gab Anlass zu einer zwischen Ernst Wilhelm Tentzel und dem Gothaer Collegium Medicum über fast zehn Jahre ausgetragenen Kontroverse. Was als „freundlich disputat“ über die Deutung des Fundes (Tentzel: Elefant – Collegium Medi-

cum: *unicornu fossile*) begonnen hatte, führte zu einer sich in Periodika, Einzeldrucken und Rezensionen zunehmend verschärfenden Auseinandersetzung, die erst lange nach Tentzels Tod endgültig entschieden wurde. Auf wissenschaftsphilosophische Ebene begab sich anschließend CORNELIS MENKE (Bielefeld), indem er den Konsens-Dissens-Streit in den Kontext der Entstehung neuen Wissens stellte. Wissenschaft sei so sehr durch vorherrschenden Konsens geprägt, dass dies oft zu einem wesentlichen oder sogar definierenden Merkmal von Wissenschaft erklärt worden sei. Dagegen spreche aber, dass Konsens und Innovation miteinander nur teilweise vereinbar seien: Die Entwicklung neuer Hypothesen setze voraus, dass es in der Wissenschaft nicht allein sachlichen Dissens, sondern auch Dissens über die genauen Kriterien der Hypothesenbewertung gebe, also Kontroversen im eigentlichen Sinne (im Gegensatz zu Diskussionen).

Panel 4 näherte sich dem Tagungsthema aus linguistisch-pragmatischer Sicht: *Kampf um Windmühlen* nannte THOMAS GLONING (Gießen) seinen „Werkstattbericht“ über Gottfried Wilhelm Leibniz’ Kontroversen über Windenergie und neue Technologien im Bergbau. Leibniz, der mit seinen technischen Verbesserungsvorschlägen wie dem „Seil ohne Ende“ beim Clausthaler Bergamt auf Widerstand stieß, beklagte sich brieflich über die Verletzung einer Reihe kommunikativer Prinzipien in der Behandlung strittiger Fragen, darunter das Fehlen von argumentativer Untermauerung, Unparteilichkeit und die Außerachtlassung des üblichen Punkt-für-Punkt-Verfahrens. Aber auch Leibniz selbst erwies sich als listiger Strateg in der Gesprächsführung. Hinsichtlich frühneuzeitlicher Technologie-Kontroversen im Allgemeinen sei u. a. zu untersuchen, wie diese sich von sonstigen Kontroversen, etwa in der Theologie, der Philosophie oder der Medizin, unterschieden. Den historisch-pragmatischen Zugang wählte auch IRIS BONS (Gießen) für ihr Forschungsvorhaben zu medizinhistorischen Kontroversen des 17. und 18. Jahrhunderts. Als Beispiel wählte sie die Auseinandersetzung zwischen Albrecht von Haller und Anton de Haen über Hallers Konzept von Irritabilität und Sensibilität und zeigte anhand von Textpassagen aus Hallers *Verteidigung gegen die Einwürfe welche Herr Anton von Haen wider die Lehre von der Reizbarkeit und*

Empfindlichkeit der Theile des menschlichen Leibes, vorgetragen (1761) typische Aspekte von Hallers Reaktionen auf die Haens Einwände auf.

Die Vielfalt des im Lauf der Tagung ans Licht getretenen polemischen „Materials“ und die unterschiedlichen Forschungszugänge der Teilnehmer ließen in der Abschlussdiskussion, ausgehend von den Hinweisen von Steffen Martus (Kiel) und Gerd Fritz (Gießen), einige grundsätzliche Überlegungen für die weitere Arbeit wünschenswert erscheinen. Neben einer terminologischen Präzisierung und stärkeren Verzahnung theoretischer und empirischer Ansätze sei vor allem eine Schwerpunktsetzung auf die personale und institutionelle Dimension von Gelehrtenpolemik von hohem Interesse. Während die personale Dimension polemischer Interaktion dabei auf das „Ethos“ bzw. die „Persona“ des Gelehrten verweise, beziehe sich die institutionelle Dimension auf die Frage, wie Polemik in einer Gelehrtenrepublik überhaupt verankert werden könne. Neuere Tendenzen in der sozialen Erkenntnistheorie lassen es als aussichtsreich erscheinen, die weitere Ent-

faltung dieser beiden Dimensionen auch von philosophischer Seite zu begleiten.

Anmerkung

- 1 Vgl. Kai Bremer: Philologie und Polemik. Ein Forschungsabriß zum wissenschaftsgeschichtlichen Status der Kontroverse in der Frühen Neuzeit. In: Geschichte der Germanistik 29/30 (2006), S. 9–16; Carlos Spoorhase: Kontroversen: Zur Formenlehre eines epistemischen Genres. In: R. Klausnitzer, ders. (Hrsg.): Kontroversen in der Literaturtheorie/Literaturtheorie in der Kontroverse, Bern 2007, S. 49 bis 92. Hingewiesen sei auch auf die beiden umfangreichen Bibliographien zum Forschungsthema <<http://gelehrtenrepublik.files.wordpress.com/2009/05/bibliographie.pdf>>; <http://www.uni-giessen.de/gloning/bib/plmt_bb.htm>.

Eva Offenthaler

Österreichische Akademie der Wissenschaften
Institut Österreichisches Biographisches Lexikon
und biographische Dokumentation

Kegelgasse 27/2
A-1030 Wien

„Baustelle / Laboratorium Kultur“. Zwischen den Kriegen (*Internationale Arbeitstagung in Klagenfurt v. 17.–18.9.2009*)

Dass man angesichts der immensen Umwälzungen nach dem Ersten Weltkrieg von einer ‚Baustelle‘ bzw. einem ‚Laboratorium‘ spricht, bei denen ja nach Plan vorgegangen wird, scheint ungewöhnlich. Allerdings sollte – nach den Organisatoren der Tagung im Rahmen des FWF-Projektes *Literatur und Kultur der 20er Jahre/Zwischenkriegszeit* PRIMUS-HEINZ KUCHER, ELISABETH

DEBAZI UND REBECCA UNTERBERGER (alle Klagenfurt) – gerade hiermit Distanz zu gängigen Literaturdebatten gewonnen werden, die das Katastrophe der österreichischen Zwischenkriegszeit hervorheben und Schlagworte wie das des „babylonischen Narrenhauses“ (Robert Musil) allzu oft als Ausgangspunkt wählten.

SABINA BECKER (Freiburg) versuchte zunächst eine Ortsbestimmung der progressiven Berliner und der konventionellen Literatur Wiens. Während sich deutsche Autoren eher zur Massenkultur bekannten, sei die österreichische Literatur ihrem „habsburgischen Mythos“ (Magris) verhaf-

tet geblieben, der Zerfall zentraler Aspekt, die Beschleunigung des Lebens eher Schrecknis. Ihr Fazit, Wien bilanziere die Epoche, Berlin stelle die Gegenwart dar, wurde heftig diskutiert. So entgegneten Teilnehmer, es gebe auch österreichische Literatur, die der Berliner Neuen Sachlichkeit vorgreife, diese würde aber im Kanon kaum beachtet.

Ausgehend von Karl Kraus' *Die Welt der Plakate* (1909) als Vorreiter, beschäftigte sich JULIA BERTSCHIK (Berlin) mit der Reklame als Alltagsdiskurs neusachlicher Ästhetik in Stefan Großmanns *Tage-Buch*, der Wochenschrift der „Exil“-Österreicher in Berlin. Bereits Kraus habe die Verbreitung der Werbung in sämtliche Lebensbereiche und ihre Dominanz gegenüber den Künsten gesehen. Im Plakatdschungel Berlins sei dies für Großmann, Roda Roda, Polgar u. a. noch offensichtlicher geworden. Sie erhoben die Werbung zur Kunstform, die die Vorstellung von allen anderen Künsten revolutionierte. In der öster-

reichischen Neuen Sachlichkeit des „Tage-Buchs“ zeige sich eine paradoxe, auratierte Form von Gebrauchsästhetik und Unterhaltungskultur. So werde der Schaufensterdekorateur zum Genie, der Schriftsteller diene als Reklameexperte.

CHRISTA GÜRTLER (Salzburg) stellte die, ebenfalls neusachliche Tendenzen aufzeigende, fast vergessene Modeschriftstellerin Ea von Allesch vor, die in ihren Kolumnen gegen die Uniformierung und für die individuelle Mode und Emanzipation der Frau eingetreten sei

EVELYNE POLT-HEINZL (Wien) zeigte, wie Zeitungen *im Krieg* durch Meldungen über Gefallene, *nach dem Krieg* über Firmenpleiten und die damit verbundene Arbeitslosigkeit, für das eigene Schicksal immer auschlaggebender wurden. Die Allgegenwart von Zeitungen habe auch die Literatur beeinflusst, wie Polt-Heinzl an einer ergiebigen Liste von Romanen nachwies, z. B. Rudolf Brunngrabers *Karl und das 20. Jahrhundert*, der mit Statistiken und Zeitungsberichten arbeitete.

PETER CHRISTIAN POHL (Bremen) beschäftigte sich mit der Poetik der Freizeit, vor allem des Sports und seiner historischen Bedeutung als Aktualisierung des Muße-Begriffs bei Musil und Doderer. Beide Autoren ersetzen den Muße-Begriff durch den Sport, ausgehend vom damals neuartigen Begriff der Freizeit – der Zeit der Nichtarbeit.

VERONIKA HOFENDER (Wien) erinnerte an die kleine Prosa der vergessenen Autorin Gina Kaus, die inzwischen eher als Freundin bedeutender Männer bekannt sei, was auch an ihrer sachlichen Lebenseinstellung gelegen haben dürfte: Kaus übte den Verzicht auf schriftstellerischen Geltungsdrang und definierte Sachlichkeit als einen moralisch-ethischen Wert – im Gegensatz zu Alfred Polgar, der bei genauerer Betrachtung, entgegen des allgemeinen Klischees, keine leichte, elegante Prosa abgeliefert habe. Vielmehr – so HERMANN DOROWIN (Perugia) – übte Polgar subtle, aber radikale Zeit- und Gesellschaftskritik und setzte sich gerade für sozial Schwache emphatisch ein.

Mit „brennender Sachlichkeit“ tat dies – so JÜRGEN EGYPTIEN (Aachen) – auch Ernst Fischer, der seit 1927 dem sozialistischen Parteiorgan Österreichs, der *Arbeiter-Zeitung*, angehört und in Essays und Dramen das Verhältnis von Politik, Gesellschaftstheorie und Literatur auslotete. Fi-

schers Werk, ausgehend vom Expressionismus und beeinflusst von der Neuen Sachlichkeit, habe sich nach 1927 zu einer operativ auf die sozialistische Revolution vorbereitenden, gegen den Individualismus gerichteten Literatur entwickelt.

Revolutionswillen wiesen Trivialromane wie *Der Aufruhr* von Ernst Sommer oder Raoul Auernheimers *Die linke und die rechte Hand* nicht auf, wie WOLFGANG STRAUB (Wien) nachwies. In den Werken spiegelten sich die Skepsis und das restaurative Verlangen der kulturellen Schicht Wiens gegenüber dem „österreichischen Umsturz“ (Kraus) im November 1918 wider.

KARL MÜLLER (Salzburg) sowie SABINE ZELGER (Wien) widmeten sich den Themen Armut und Inflation in der Literatur der Zwischenkriegszeit. Müller stellte heraus, dass in dieser die Inflation nicht nur als Geldentwertung, sondern auch als Zerfall der bisherigen Wertesordnung angesehen wurde, so z. B. bei Schnitzler und Stefan Zweig. Zelger erforschte die Elendsdarstellung in Texten von Brunngraber, Veza Canetti, Polgar u. a. Alle Texte waren eminent politische Beiträge, die das Elend nicht als persönliches Defizit beschrieben, sondern gegen den staatlichen Sozialabbau verteidigten.

Joseph Roth wurde in seinen *Wiener Feuilletons*, im Gegensatz zur Tradition des Flaneurs, wie z. B. Francis Wolf-Cirian sie noch 1919 befolgte, zum Chronisten des Mangels und der verheerenden sozialen Situation Wiens nach dem Ersten Weltkrieg, wie GABRIELLA PELLONI (Padua) darlegte. SUSANNE KALINA-MC-MAHON (Ulster) verglich die Reiseberichte von Joseph Roth und Stefan Zweig aus dem Sowjetrussland der 20er Jahre und stellte fest, dass sich der „rote Roth“ und der konservative Zweig in Bezug auf die Beobachtungen der kommunistischen Ideologie nicht so weit auseinanderlagen wie erwartet.

Der Historiker MARCUS GRÄSER (Frankfurt a. M.) trug die provokante These vor, der Antiamerikanismus sei in Österreich – im Gegensatz zu Deutschland – immer eine Fehlstelle gewesen, da ihn alte Feindbilder wie der Antisemitismus überlagerten. Exemplarisch versuchte er dies an Ernst Kreneks Oper *Jonny spielt auf* und ihrer Rezeption zu beweisen. Dass Gräasers These nicht völlig stichhaltig war, zeigte REBECCA UNTERBERGER (Klagenfurt), die österreichische Reisereportagen aus der Neuen Welt analysierte und anführte, dass sich eine Viel-

zahl österreichischer Autoren der Zwischenkriegszeit sehr differenziert und unvoreingenommen mit Amerika beschäftigt hätten. Auch PETER HÖYNG (Atlanta) wies dies anhand des rassischen Diskurses in Hugo Bettauers Bildungsroman *Das blaue Mal* nach, der sich kritisch und fundiert mit dem amerikanischen Rassismus auseinandersetzt.

CHRISTIAN RÄSACK (Leipzig) analysierte die Diskurse Ehe, Treue und Ehebruch bei den Vertretern des „Jungen Wien“, Wassermann, Schnitzler und Bahr. In einer säkularisierten Gesellschaft hätten diese Autoren nach einer neuen Legitimation der Ehe gesucht und sie ausgerechnet im modernen Subjekt gefunden.

Mit dem Aufbrechen der Geschlechterrollen in den Feuilletons der 20er Jahre beschäftigte sich ELISABETH DEBAZI (Klagenfurt). Durch das veränderte Zahlenverhältnis nach dem Ersten Welt-

krieg übernahmen verstärkt Frauen aus dem Kleinbürgertum Büroarbeit und machten sich selbstständig. Im Gegensatz dazu ließe sich beispielhaft an Schnitzlers *Fräulein Else* zeigen, wie Frauen der Oberschicht aufgrund des abhanden gekommenen Vermögens nach Krieg und Inflation in existentielle Nöte gerieten, was aber nicht die Fähigkeit zu Emanzipation und Selbstbestimmung zur Folge hatte.

Die Tagung regte mit vergessenen Autoren und neuen Aspekten zu vermeintlich längst erforschten Literaten und vor allem dem Alltagskultur-Diskurs zu neuen Denkanstößen an. Ein vertiefender Sammelband wird vorbereitet.

Marko Milovanovic

Kienitzer Straße 16
D-12053 Berlin

Schiller, der Spieler (*Internationales Symposium in Marbach a. N. v. 9.–11.11.2009*)

Anlässlich des 250. Geburtstags Friedrich Schillers und der Wiedereröffnung des umgebauten Schiller-Nationalmuseums traf sich die „Prominenz“ der Schillerforschung, so ULRICH RAULFF (Marbach) in seiner Begrüßung, zu einem dreitägigen internationalem Symposium, organisiert vom Deutschen Literaturarchiv Marbach, in Verbindung mit dem Institut für Deutsche und Niederländische Philologie der Freien Universität Berlin und der Friedrich Schlegel Graduate School. Der thematische Leitbegriff des „Spiels“, unter dessen Motto die Tagung stand, ermöglichte eine interdisziplinäre, facettenreiche und komplexe Auseinandersetzung mit dem Werk Schillers. Denn wie in den zahlreichen Vorträgen, die hier nicht alle erwähnt werden können, gezeigt wurde, erschöpft sich die Beschäftigung mit Schiller als Spieler bei Weitem nicht mit dessen Briefen *Über die ästhetische Erziehung des Menschen* und dem darin enthaltenen spieltheoretischen und auch auf dieser Tagung wieder vielzitierten Bonmot „Der Mensch spielt nur, wo er in voller Bedeutung des Wortes Mensch ist, und er ist nur da ganz Mensch, wo er spielt.“¹ Vielmehr wurde deutlich, dass „Spiel“ bei Schiller nicht nur eine wirkungsästhetische und anthropologische Kategorie ist, sondern ein weitgefächertes Arbeitsfeld,

das Schillers Schaffen in unterschiedlichen Aspekten und Dimensionen präsentierte – und damit auch den geeigneten Rahmen darstellt, der wissenschaftlichen Diskussion einen weiten und perspektivenreichen Gegenstand zu bieten. So gelang es der Tagung, sowohl verschiedene Disziplinen der Geistes- und Sozialwissenschaften zu einer fruchtbaren Diskussion an einen Tisch zu bringen wie auch die Vieldeutigkeit des Spielbegriffs in Schillers theoretischen und literarischen Schriften offenzulegen.

Wie ergiebig der interdisziplinäre Zugang zu Schillers Werk ist, erwies nicht nur der Beitrag des Historikers LUCIAN HÖLSCHER (Bochum) (*Schillers Schicksalsglaube*), der Schillers Schicksalsbegriff in die Begriffshistorie einordnete, vor allem auch der Vortrag des Bielefelder Soziologen ANDRÉ KIESERLING (*Schiller und die Geselligkeit*). Mit seiner soziologischen Lektüre der Briefe *Über die ästhetische Erziehung des Menschen* gelang ihm (unter Herauslösung eines systemtheoretischen Freiheitsbegriffs) ein Gesamtinterpretationsangebot, das der Schrift und ihrer Themenvielfalt den Charakter des Willkürlichen nimmt und diese vielmehr als bruchloses Ganzes verstehbar werden lässt. Zunächst legte Kieserling dar, dass Schillers Text insofern als „spezifisch moderner Text“

anzusehen ist, als sich an ihm semantische Entsprechungen für die soziologischen Diagnosen des Durchbruchs der modernen Gesellschaft aus heutiger Sicht nachweisen lassen. Prozesse der Ver-selbständigung von Funktionsbereichen und der Ausdifferenzierung finden sich in den Autonomiepostulaten der Zeit; der Diagnose des Verlustes der Ordnungsgarantie der Schichten entspricht das Aufkommen von ‚Geselligkeit‘ und ‚Konversation‘ und die Entfremdungsdiagnosen finden ihr semantisches Korrelat u. a. in Schillers Diagnose des Verlusts der Harmonie im Verhältnis von Individuum und Gesellschaft. Zur Heilung dieses Bruchs setzt Schiller, wie bekannt, auf das Programm einer ästhetischen Erziehung und schlägt damit den Weg des Systemtheoretikers ein. Schiller lehnt das bis in die frühe Moderne gültige Modell der Repräsentationsunterscheidung – wonach es in jedem Teil-Ganzes-Verhältnis immer einen Teil gibt, der das Ganze repräsentiert – ab und ersetzt es durch ein Modell, in dem der Zusammenhang von Teil und Ganzem sich so gestaltet, dass die einzelnen Teile von sich aus, frei und ohne Hierarchie und Gewalt, die Rücksichten realisieren, die mit Blick auf das Ganze notwendig sind. Dieser Gedanke der hierarchiefreien und spontanen Harmonie, die Schiller mit dem Begriff der ‚Schönheit‘ zusammenfasst, ist für verschiedene Systeme generalisierbar, aber auch gesellschaftstheoretisch gewendet auf das Verhältnis der Kunst zu anderen gesellschaftlichen Bereichen sowie zur Gesellschaft als Ganzes übertragbar. Mit der Anwendung des nicht mehr repräsentationslogisch gedachten Freiheitsverständnisses – des systemtheoretischen Freiheitsbegriffs insofern, als er mit Bezug auf die Teil-Ganzes-Unterscheidung gedacht wird – kann das kunterbunte „Sammelsurium“ der Schrift selbst als ein Ganzes gedacht werden.

Auch die Frage nach Anschlusspunkten von Schillers Spielbegriff zur Psychoanalyse ist, wie LILIANE WEISSBERG (Philadelphia) (*Von Winnicott zu Schiller: Kindheit und Spiel*) zeigte, war ergiebig. Mit einem Blick auf Sigmund Freud und Donald Winnicott verdeutlichte sie, dass Schillers Glaube an eine (zukünftige) Verwirklichung von Freiheit im Spiel mit Winnicotts Spielverständnis korrespondiert. Sieht dieser im Spiel des Kindes einen realen Akt, der eine (in die Zukunft gerichtete) Entwicklung weg vom Trieb bedeutet, so stellt

das Spiel für Freud einen reproduktiven, reaktiven Akt dar, der den Menschen im Triebkonflikt zeigt.

Ergänzt wurde der begriffshistorische, soziologische, psychoanalytische und anthropologische Blick auf das ästhetische Spiel durch einen strategischen Spielbegriff, der vor allem an den dramatischen Werken vorgeführt wurde. PETER UTZ (Lausanne) („Alles“ oder „nichts“: Schillers dramatisches Spiel um den höchsten Einsatz) belegte anschaulich und anhand zahlreicher Textbelege, dass die Chiffren *Alles oder Nichts* die Koordinaten sind, die das Spiel der Schiller'schen Dramenfiguren bestimmen. Diesem strengen Dualismus unterworfen, treten die Figuren als „gambler“ auf, die immer um den höchsten Einsatz – z. B. um Liebe oder Tod – spielen. Die binäre Glücksspielstruktur als Ausdruck einer dualen Wertewelt dient dabei der Polemik gegen das feudale Wertesystem (*Kabale und Liebe*) und eine totalitäre Weltordnung (*Don Karlos*). Eine Auflösung dieses Gegensatzes ist für Schiller, und hier wird die Schnittstelle zu den Überlegungen von Kieserling greifbar, im ästhetischen Spiel, in der Form möglich. Mit dem Sprung ins ästhetische Spiel wird der Dualismus von ‚Alles oder Nichts‘ im harmonischen ‚Ganzen‘ aufgehoben. ALEXANDER HONOLD (Basel) (*Geschichtsmechanik oder Improvisationskunst? Das Spiel im Wallenstein*) deckte „nicht nur die verschiedenen Spieldimensionen im *Wallenstein*-Drama auf, sondern zeigte auch, dass das Drama als Medium der Geschichtsdarstellung gerade durch das Eröffnen von Spielräumen dem erzählenden Medium überlegen ist. Dass nicht nur in Schillers Dramen gespielt wird, sondern auch mit der dramatischen Form, verdeutlichten die Überlegungen von PETER-ANDRÉ ALT (Berlin) (*Der Zeremonienmeister. Schillers politisches Theater und die Kontrafakturen des höfischen Rituals*) zu Schillers Spiel mit den höfischen Machtritualen im politischen Theater. In verschiedenen Inszenierungen von Machtritualen und höfischen Zeremonien als Kontrafakturen wird, wie Alt anhand von *Don Karlos*, *Maria Stuart* und *Die Jungfrau von Orleans* aufzeigte, das jeweilige Scheitern der Techniken symbolischer Ordnungsrepräsentation vorgeführt. Mit der theatralen Inszenierung von Störungen und Rissen im Rituellen wird dabei nicht nur der Zerfall einer vormals gültigen Repräsentationslogik dokumentiert, vielmehr werden auch die Transformationen auf dem Weg in die Moderne,

im Ästhetischen wie im Politischen, vorgezeichnet. Dass sich das Spiel mit dem höfischen Zeremoniell als Spiel mit der Dramenform präsentiert, führte auch JULIANE VOGEL (Konstanz) (*Taktstriche und Szenenwechsel: Unterbrechungen in Schillers dramatischen Spielen*) aus. Indem, wie Vogel exemplarisch am *Don Karlos* aufzeigte, die höfischen Auftrittsprotokolle, die vormals szenenbestimmend waren, gestört und unterlaufen werden, unternimmt Schiller eine Entkopplung von Auftritt und Szene und fordert damit die klassische Szenographie der höfischen und französischen Dramenform heraus. Mit der Ersetzung des geregelten Auftritts durch das Schockerlebnis wird im *Don Karlos* aber nicht nur Kritik am Hof und dessen Macht geübt, sondern die vakante Position auch sogleich neu besetzt, nämlich durch die Inquisition, die als moderne und unsichtbare Macht auf inszenierte Machtauftritte verzichten kann. Wie die Vorträge von STEFFEN MARTUS (Kiel) (*Die Räuber als literaturpolitisches Spiel*) und ALEXANDER KOŠENINA (Hannover) (*Iffland spielt mit Schiller. Franz Moor als Anwalt einer neuen Bühnenästhetik*) demonstrierten, lässt sich anhand von Schillers erstem Drama *Die Räuber* nicht nur das metatheatrale Spiel Schillers mit seinem Publikum nachvollziehen, sondern auch die Einbettung des Dramas in die Hermeneutik von Theater und Bildender Kunst und die ästhetische Rückwirkung der beiden Letzteren auf den Dramentext.

Doch nicht nur das Drama ist für den Formspieler Schiller interessant, sondern, wie DANIEL MÜLLER-NIELABA (Zürich) (*Das Spiel mit der Form: Schillers Balladen*) vorführte, auch die Ballade. Er skizzierte zunächst die problematische Divergenz von Schillers eigenen normativ-ästhetischen Ansprüchen an die Balladenform und deren Umsetzbarkeit, um dieses Problem dann anhand der Balladen *Der Kampf mit dem Drachen* und *Die Bürgschaft* zu konkretisieren. Schillers Äußerungen gegenüber Körner, diese beiden Texte „mit ganzer Besonnenheit gedacht und organisiert“² zu haben und nirgendwo – so die implizierte Botschaft – ausgeprägter zu spielen als in der Ballade, sorgen zunächst für Irritation, bedenkt man die nicht nur von Goethe an der *Bürgschaft* bemängelte lange Reihe an logischen und strukturellen Fehlern. Angesichts dieser Diagnose könne, so Müller-Nielaba, lediglich noch ein „Wunder“ die Balladen retten – und genau dieses Wunder findet der

Literaturwissenschaftler, indem er Schillers Hinweise an Körner folgt und die beiden Balladen als eine Organisationseinheit betrachtet. Der charakteristische „christlich-mönchisch-ritterliche“ Hypotext, den die erste Ballade aufruft, wird als Bürgschaft für die *Bürgschaft* herangezogen und verhindert so deren Scheitern. Wie Müller-Nielaba durch seine innovative Lektüre aufzeigen konnte, versteckt sich im leichtesten Spiel der Bürgschaftsballade der ernste Stoff der Passion Christi und dessen Bürgschaft für die Sünden des Menschen.

Zuletzt gelang ALICE STASKOVÁ (Berlin) (*Chiasmus in Schillers philosophischer Schreibart*) ein neuer Blick auf Schillers Spiel mit der Sprachform. Ausgehend von der Beobachtung, dass Schiller im Gegensatz zu vielen seiner Zeitgenossen den Chiasmus in seinen theoretischen Schriften „exzessiv“ verwendet – und am häufigsten ist er in den Briefen *Über die ästhetische Erziehung des Menschen* zu finden –, zeigte sie an eben diesem Text, dass sich hier in der sprachlichen Form genau das vollzieht, was die Schrift verhandelt. Zunächst ist festzuhalten, dass der Chiasmus zur Profilierung von Antithesen oder deren Vermittlung sowie zur Hervorbringung einer dritten Größe, wie etwa des Spieltriebs, verwendet wird. Besondere Relevanz kommt ihm dann zu, wenn der Bereich der empirischen Belegbarkeit verlassen wird, wobei er zum einen selbst zum Argument und Beleg für die Möglichkeit des Gesagten wird, zum anderen als Subreption im doppelten Sinne (als logische Operation und als Erschleichung) akzeptiert wird. Der Überfluss-Charakter des Chiasmus, den Stasková an einem komplexen Beispiel aus dem ersten Brief demonstrierte, führt gerade die Unmöglichkeiten der Transparenz und Verstehbarkeit der ästhetischen Form vor – der Chiasmus „vollzieht sich an der Verstehbarkeit“, um die es Schiller ja nie ging, „vorbei“ – und eignet sich daher als Bild für die ästhetische Erfahrung schlechthin. Der Chiasmus ist dies insofern, als er mit seinem Überfluss-Charakter und seiner Intransparenz gerade die Unmöglichkeit des Zusammenbringens von Konstruktion (Produktion) und Konsumtion (Wahrnehmung) eines Werkes vorführt.

Abschließend ist festzuhalten, dass unter dem Begriff des ‚Spiels‘ die verschiedensten Lesarten und Spielbegriffe – wenn auch nicht immer ganz harmonisch – zu einem großen Ganzen zusam-

menfanden, und der Anspruch der Veranstalter, die Debatte auf ein neues Niveau zu heben, erfüllt werden konnte. Es gelang trotz einiger krankheitsbedingter Ausfälle, die Schillerforschung im Spiel des Wissenschaftsbetriebs als „Wachstumsbranche“, so der Hausherr Ulrich Raulff zur Eröffnung der Tagung, zu positionieren, und man kann sich nun auf den Tagungsband, der für 2010 geplant ist, freuen.

Anmerkungen

- 1 Friedrich Schiller: Über die ästhetische Erziehung des Menschen. In: SNA, Bd. 20, S. 359.
- 2 Schiller an Christian Gottfried Körner v. 29.10. 1798. In: SNA, Bd. 29, S. 295.

Anna Kinder

Vangerowstr. 7b
D-69115 Heidelberg

Kontroversen – Bündnisse – Imitationen: Geschichte und Typologie schriftstellerischer Inszenierungspraktiken (*Tagung in Göttingen v. 25.–27.6.2009*)

„Inszenierung“ ist ein nicht ganz unproblematischer, aber daher besonders reizvoller Schlüsselbegriff der gegenwärtigen literatur- und kulturwissenschaftlichen Forschung. Gerade die Intentionalitätsbehauptung und der Manipulationsverdacht machen den aus der Theatermetaphorik entlehnten Inszenierungsbegriffs so umstritten. Steht die Inszenierung von Schriftsteller(inne)n im Fokus des Interesses, findet man sich inmitten eines unübersichtlichen Feldes von Fragen wieder, die sich um das Problem der Autorschaft ranken. Die Tagung der Literaturwissenschaftler CHRISTOPH JÜRGENSEN und GERHARD KAISER im „Literarischen Zentrum Göttingen“ nahm sich diesen Problemen sehr engagiert an. Sie legten einführend dar, dass sie Inszenierungspraktiken explizit nicht kulturkritisch oder psychologisierend, sondern als Positionierungen und „Sichtbarmachungen“ im öffentlichen Raum verstehen. In ihrer Typologie der Strategien unterscheiden sie zwischen paratextuellen und habituellen, d.h. auf performative und mediale Dimensionen ausgerichteten Inszenierungen. Daneben stellten die Veranstalter die Geschichte der Inszenierungspraktiken thesenartig als eine „Ernüchterungsgeschichte“ vor, in der die Funktion von Autoren als moralische Instanzen, Klassenkämpfer und Welterklärer zunehmend verloren gehe.

Die Geschichte der Inszenierungspraktiken beginnt auf der Tagung bei Martin Luther, genau genommen am 21.11.1521 und „Luthers „Brief an den Vater““. Unter dem Titel *Reformatorische Resonanzstrategien und Inszenierungspraktiken* stellte KAI BREMER (Gießen) in einer präzisen

Analyse der rhetorischen Figuren dieses Briefes Fiktionsbrüche, die sprachliche Inszenierung von dialogischen Kommunikationssituationen und das Spiel mit Erwartungen des Publikums als paratextuelle Inszenierungspraktiken heraus. Gleich der erste Vortrag warf einige grundätzliche Fragen auf: Wie kann man angesichts der unkontrollierten Verselbstständigung von Inszenierungen plausibel zwischen Selbst- und Fremdinszenierungen unterscheiden? Wie differenziert man zwischen Inszenierungen und der Verwendung rhetorischer Figuren? Inszenierung, so die vorläufige These, funktioniere primär als Sichtbarmachung von Differenz und nicht als Wiederholung rhetorischer Topoi. Die folgenden zwei Beiträge wandten sich – einen Zeitsprung vom 16. ins 18. Jahrhundert vollziehend – poetologischen und philosophischen Kontroversen zu. CHRISTOPH DEUPMANN (Karlsruhe) präsentierte unterhaltsam vorgetragen *Aufgeklärte Streitkultur: G***d contra die „Schweizer“* und wies die hohe inkludierende und zugleich polarisierende Kraft von Konflikten nach, in denen sich die wachsende Bedeutung von Hegemonie, Autorität und Deutungsmacht im literarischen Feld zeige. Den Spinozismusstreit als Kontroverse analysierte CLAUDIA STOCKINGER (Göttingen) (*Vernunft und Glaube*) und konzentrierte sich auf den Vorwurf von Mendelssohns Freunden, Jacobi sei verantwortlich für Mendelssohns Tod. Den skandalösen Verdacht, hier handle es sich „um Mord“, las sie als Beleg für die performative Gewalt von Sprache.

RÜDINGER SINGER (Göttingen) stellte „Label“ (Dirk Niefanger) von Balladendichtern, z.B. Romanzendichter oder Bänkelsänger, vor. Gleim,

Herder und Bürger waren die Beispiele, anhand derer er aufzeigte, wie Parodien von Labels zur Ausprägung neuer Labels führen. Singer illustrierte seinen Vortrag mit einer Abbildung, die Bürger mit einer Harfe inmitten einer angeregt lauschen- den Volksmenge zeigt. Das Gesicht Bürgers, so wurde in der Diskussion eingewandt, weise jedoch große Ähnlichkeit mit Herder auf – wohl ein Beleg dafür, dass Inszenierungen auch scheitern können.

Mit der Romantik treten ironische und meta- leptische Spiele mit der Autor-Identität und deren Inszenierung in den Vordergrund. STEPHAN PABST (Jena) untersuchte in seinem Vortrag über *Anonymität und Popularität* am Beispiel der Titelblätter von E. T. A. Hoffmanns Texten die Rolle von Autornamen. Dass Hoffmanns Texte zunächst anonym erschienen, sei u. a. der geringeren Wertigkeit der Literatur gegenüber der Musik geschuldet, so Pabst. Die spätere Bezeichnung „Verfasser der Fantasiestücke“ auf Titelblättern stehe hingegen für die Bekanntheit auf dem literarischen Markt. Pabst stellte infrage, inwie- weit das romantische Lesepublikum einen Begriff vom Autor habe: Eine Frage, deren Berechtigung er anhand einer bekannten Szene aus *Vetters Eckenfenster* (1822) nachwies, in der die „süßesten Autorgefühle[.]“ von einem lesenden Blumen- mädchen massiv enttäuscht werden. Machen sich Autoren also einen Namen als Genie? Oder dient ihr Name lediglich der Positionierung auf dem literarischen Markt? Am Beispiel von Adalbert von Chamissos *Peter Schlemihls wundersamer Geschichte* (1814) zeigte INGO IRSIGLER (Kiel) weitere Aspekte romantischer Schriftsteller- inszenierungen wie die fiktive Verkehrung von Kommunikationssituation und die Spaltung und Rekonstruktion von Identitäten auf.

RALF SCHNELL (Siegen) wandte sich daraufhin Heinrich Heine und der gelungenen Übernahme verschiedener Perspektiven und polyphoner Wertungen in *Ludwig Börne. Eine Denkschrift* (1840) zu. STEFAN SCHERER (Karlsruhe) untersuchte *Dichterinszenierungen in der Massenpresse* und stellte eine zunehmende Professionalisierung der Autoren des Realismus im Umgang mit den Printmedien dar. Schriftsteller wie Fontane verstanden es, ihre Texte unter ökonomischen Erwägungen ganz unterschiedlichen Formaten anzupassen. Die Grenze zwischen Literatur

und Unterhaltung komme dabei keineswegs zu Fall.

Mit einer Analyse von Gottfried Benns *Selbst- inszenierungen im Dilemma* vollzog ELISABETH KAMPMANN (Siegen) den Übergang in die Moderne. Sie zeigte auf, wie Inszenierungen von Distanz zur Öffentlichkeit mit der zunehmenden Akzeptanz durch das Publikum, Benns spätem Ruhm, kollidierte. Ein ähnliches Problem untersuchte ANKE DETKEN (Göttingen) am Beispiel Rolf Dieter Brinkmanns auf verschiedenen paratextuellen Ebenen der Inszenierung. Die Verwei- gerungshaltung gegenüber dem literarischen oder künstlerischen Feld bleibt, so das Fazit der beiden Vorträge, eine Strategie in diesem Feld und stellt zudem die für die Inszenierung wichtige Glaub- würdigkeit der Autoren infrage.

WOLFGANG EMMERICH (Bremen) präsentierte mit und gegen Bourdieu sehr anregende Überle- gungen zum literarischen Feld der DDR. Die soziopolitischen Bedingungen in der halbmodernen DDR, einer aufgrund von Planwirtschaft und Parteierrschaft nicht ausdifferenzierten Gesell- schaft, bedeuteten für viele Schriftsteller, durch den Staat fremdinszeniert zu werden. Das litera- rische Feld der DDR sei im Gegensatz zu dem der BRD nicht autonom gewesen. Ostdeutsche Autoren, die, soweit zugelassen, in größerem Maße über politisches Kapitel verfügten, hätten jedoch dadurch, dass sie zunehmend „westdeutsches Kapital“ im literarischen Feld der DDR einsetzen, letztlich ihre Repräsentanzfunktion verloren. *Strategien der Selbstinszenierung in Interviews von Heiner Müller und W.G. Sebald* untersuchte TORSTEN HOFFMANN (Göttingen) unter dem schönen Ti- tel *Die Ausschaltung der Einschaltung des Autors*. Hoffmann präsentierte Müllers Verschwinden hinter Zitaten, der Übernahme von Fremdkom- mentaren und anti-intentionalistischen Stellung- nahmen sehr anschaulich. Zugleich plädierte er für die entscheidende Bedeutung von Interviews für das Bild eines Autors. Das Interview stelle eine Kunstform *sui generis* dar, deren Narrative, Dialogformen und performativen Komponenten literaturwissenschaftlich erst noch zu analysieren und klassifizieren seien. KAI SINA (Göttingen) be- eindruckte mit einem ebenso inspirierenden Vor- trag über *Distinktion, Sakralisierung und Ironie Walter Kempowskis*. Er vollzog die Inszenierungsprakti- ken dieses Autors auf der Kommentarebene in

Interviews einerseits und auf der authentisch codifizierten, lebensweltlichen Ebene andererseits nach. Die radikal durchgehaltene Inszenierung Kempowskis manifestiere sich in der religiösen Selbsterhöhung als *imitatio christi*, als stellvertretend Leidender und deren Ausprägungen in sakralen Riten und der Selbstbeschreibung der Autorschaft als Sühnewerk und Opferleben. Zum Ende der Tagung widmeten sich KATRIN BLUMENKAMP und SIMONE WINKO (Göttingen) schließlich *Praktiken der Autorinszenierung um die Jahrtausendwende* anhand von photographischen Schriftstellerporträts. Sie legten dar, wie literarische Texte durch Autorenfotographien biographisch oder Biographien literarisch authentifiziert werden können, um öffentlichkeitswirksame Medien-Identitäten zu konstruieren.

Die Tagung präsentierte ein heterogenes und dadurch insgesamt umfassendes Panorama schriftstellerischer Inszenierungspraktiken und erfüllte die mit dem Programm geweckten Erwartungen. Eine detaillierte Analyse von Verknüpfungen und

Interferenzen zwischen textuellen, paratextuellen und habituellen Inszenierungspraktiken erscheint – wie die Tagung eindrucksvoll belegte – sehr lohnenswert. Die regen Diskussionen machten deutlich, dass ‚Inszenierung‘ ein relationaler Begriff ist, relational zum Werk, zur Öffentlichkeit und zum Nicht-Inszenierten. Autorinszenierungen vollziehen sich in einem medialen, sozialen, ökonomischen und ästhetischen Beziehungsgeflecht. In diesem Geflecht hat die Tagung Übersichtlichkeit geschaffen und auch viele Anchlussfragen aufgeworfen. Als Beitrag zur Klärung dieser Fragen sowie als Anreiz zu weiteren Forschungen darf man auf den geplanten Sammelband gespannt sein.

Matthias Schaffrick

Westfälische Wilhelms-Universität Münster
Exzellenzcluster „Religion und Politik in den
Kulturen der Vormoderne und Moderne“
Geiststr. 24/25
D-48151 Münster

Das Leben vom Tode her. Zur Religions-, Wissenschafts- und Kulturgeschichte einer Grenzbestimmung (*Internationale Tagung in Berlin v. 5.–7.11.2009*)

Der Biophysiker und Philosoph HENRI ATLAN (Jerusalem/Paris) stellte zunächst fest, dass der Tod überhaupt erst Leben ermöglicht, und zwar auf der Zellebene: Zellen müssen sterben, damit neue entstehen können. Als früheres Mitglied des französischen Ethikrates sprach er über die ethischen Probleme, die die Biologie durch das Experimentieren mit dem Lebendigen und der Herstellung biologischer Artefakte schafft. Atlan brachte einen Punkt ins Spiel, über den sich die Teilnehmenden der Jahrestagung des Zentrums für Literaturforschung einig waren: Der Todeszeitpunkt ist nicht biologisch, sondern sozial festgelegt. Im Anschluss an diesen Vortrag wurde die Grenze zwischen Leben und Tod aus verschiedenen Perspektiven immer wieder als Passage bzw. flexibles Grenzgebiet bezeichnet. Was damit gemeint ist, wurde besonders in den Diskussionen um die Hirntoddefinition deutlich, deren Setzung nicht zuletzt für die Organtransplantation eine entscheidende Rolle spielt.

CORNELIUS REIBER (Princeton) illustrierte die Schwierigkeit der Todesfeststellung an einigen historischen Beispielen. Er sprach über die Geschichte der Wiederbelebung im 18. Jahrhundert, als entdeckt wurde, dass Räderchen nach Wochen des Austrocknens mit Wasser wiederbelebt werden konnten. Die Begriffe ‚Leben‘ und ‚Tod‘ wurden damit relativ und es wurde von ‚vita minima / vita maxima‘, ‚sicherem und unsicherem Tod‘ und ‚Mittelzustand‘ gesprochen. Der wiederbelebende Arzt galt als neuer Prometheus, Leichenhäuser entstanden im Kampf gegen den Scheintod. Auch bei TATJANA PETZER (Berlin/Konstanz) ging es um Wiedererweckung oder Lebensverlängerung, allerdings in radikalerer Weise: Sie verortete die Ursprünge der heutigen Kryonik, bei der man seinen gestorbenen Körper in der Hoffnung auf Auferweckung in der Zukunft einfrieren lässt, in der russischen Moderne Anfang des 20. Jahrhunderts. Tod und Geburt sollten abgeschafft, der ‚Neue Mensch‘ ein Recht auf Verjüngung, Auferstehung und Unsterblichkeit ha-

ben. Der Tod wurde hier als unnatürliches Phänomen, als eine Art Krankheit angesehen. Diesen Gedanken konstatierte CLAUDIA WIESEMANN (Göttingen) auch für die westliche Medizin: Heutzutage sterbe man im Westen an etwas, das die Medizin definiert, mit oder gegen, aber nicht ohne sie. Wiesemann schilderte die Entwicklung der Krankenhäuser, die Verlagerung des Sterbens in professionelle Hände und rechtliche Problematiken der Organtransplantation und Sterbehilfe. Die Voraussetzungen für die Transplantationsmedizin mithilfe von Tierversuchen beschrieb KATRIN SOLHDJU (Berlin). Die ab 1860 durchgeführten Experimente untersuchten einerseits, was passiert, wenn einem Tier Organe entnommen werden, andererseits gab es Versuchsaufbauten, in denen einzelne entnommene Organe wie Nieren oder Lebern durch Maschinen am Leben gehalten wurden, um deren Funktionieren zu entschlüsseln. In den historischen Quellen wurden diese Organe nicht selten wie Subjekte beschrieben.

FALKO SCHMIEDER griff ein Thema auf, das auf der Tagung immer wieder zur Sprache gekommen war: Die Behandlung der jüdischen Bevölkerung durch die Nationalsozialisten. Die industriell organisierte Vernichtung von Menschen, der Umgang mit den Leichen in den Konzentrationslagern und die Menschenversuche zeugen von der Degradiierung von Menschen zu Nicht-Menschen machen deutlich, dass auch der soziale Tod, Tod' bedeuten kann. Ein besonderes Phänomen entwickelte sich in einigen Konzentrationslagern, das u. a. Giorgio Agamben und Primo Levi schilderten: das so genannte Muselmann-Syndrom. Hierbei handelte es sich um KZ-Insassen, die durch zunehmende physische Entzehrung apathisch wurden, ihre Konzentration und das Gedächtnis und somit letztlich ihr Bewusstsein und ihre Persönlichkeit verloren. Sie wurden als lebende Tote bezeichnet und verkörperten einen langsam, schleichenden Tod.

In der *Geburt der Klinik* verdeutlicht Foucault im Kapitel „Öffnen Sie einige Leichen!“ die Bedeutung der Entstehung der Pathologie für die Lebenswissenschaften: „Mit Bichat findet die Erkenntnis des Lebens ihren Ursprung in der Zerstörung des Lebens, in seinem äußersten Gegensatz. Die Krankheit und das Leben sagen dem Tod ihre Wahrheit. [...] Der Tod ist der Spiegel, in dem das Wissen das Leben betrachtet.“¹ Die

Untersuchung von Leichen bildete eine wichtige Voraussetzung für medizinische Erkenntnisse und diente somit der Lebensrettung. Die Tagung zeichnete sich u. a. dadurch aus, dass diese epistemologische Produktivität der Grenze zwischen Leben und Tod bzw. die Bedeutung des Todes für das Leben, die Übergänge zwischen Leben und Tod und die Präsenz des Todes in der Gesellschaft interdisziplinär betrachtet wurde.

THOMAS MACHO (Berlin) kam von Heideggers Gedanken des „Vorlaufens in den Tod“ zum heutigen Umgang mit dem Tod bzw. dem Sterben, ein Zusammenhang, der angesichts der gestiegenen Lebenserwartung immer stärker diskutiert wird: Das Planen des eigenen Sterbens wird erwartet, der Einzelne soll sich über Organspende, Patientenverfügung und Bestattungswünsche Gedanken machen. Gleichzeitig beschrieb Macho das Nachdenken über den eigenen Tod als Erkenntnis- bzw. Imaginationsgrenze. Versuche von Künstlern, den eigenen Tod darzustellen, berühren ein Tabu, kaum etwas sei so tabuisiert wie der Selbstmord. Um die Darstellbarkeit des Todes in der Kunst ging es ebenfalls bei KRISTIN MAREK (Bochum), die über das beeindruckende Gemälde *Jesus im Grab* (1521/22) von Holbein dem Jüngeren sprach. Diese einzigartige lebensgroße Darstellung des Leichnam Jesu zeigt ihn als Kadaver im Grab eingezwängt; eine Auferstehung scheint nicht möglich, so realistisch sind die Wunden in Szene gesetzt. Marek betonte, dass jedes Abbild eines Körpers Abwesend anwesend macht. Damit stellte sie eine Logik des Bildes im Verhältnis zum Abgebildeten vor, die analog dem vom lebendigen Körper und Leichnam funktioniert, insofern die Leiche als Abbild des zuvor Lebendigen verstanden werden kann. Gleichfalls um den Tod eines Religionsstifters ging es bei DANIEL WEIDNER (Berlin), der von Moses Tod und der Tatsache sprach, dass seine Grabstätte nicht bekannt ist. Dies ist in der Bibel eine absolute Ausnahme, denn Grabstätten werden hier ansonsten auch als Schaffung von Heimat beschrieben. An dieses Thema knüpften ROBERT P. HARRISON (Stanford) und SAMUEL WEBER (Evanston) an: Nachdrücklich betonten sie die Tatsache, dass Bestattungsrituale für Kulturen von größter Bedeutung sind bzw. der Umgang mit dem Tod konstitutiv für Kulturen ist. Harrison beschrieb die Wichtigkeit des Vorhandenseins der Leiche:

Um sie bestatten und trauern zu können führte er als Beispiele Antigone und Hektor an. Auch die Probleme, die auftreten – vor allem für die Hinterbliebenen, wenn eine Leiche nicht auffindbar ist, gerieten in den Blick. Harrison bezeichnete die Leiche auch als das Nachbild der Person und kam auf das säkulare Nachleben der Toten zu sprechen, das mittels vieler Materialien präsent ist: Wachs, Ölfarbe, Zelloid, Texte und Tonträger.

ULRIKE VEDDER (Berlin) schloss den thematischen Kreis und setzte erneut bei der Darstellbarkeit des eigenen Todes ein, indem sie Literatur vorstellte, deren Erzählfiguren sich im Grenzgebiet zwischen Leben und Tod befinden. Sie bezog sich dabei auf Poe, Kafka und Schnitzler und kam anschließend auf Romane der letzten Jahre zu sprechen, deren Protagonisten sich im Koma befinden.

Die Abschlussdiskussion konzentrierte sich vor allem auf die heutige Situation für Sterbende in der Medizin mit besonderem Augenmerk auf die Rechtsmedizin.

Weitere Beiträge beschäftigten sich mit dem Leben in den paulinischen Briefen, dem Einfluss der Sprache der jüdisch-deutschen Lebensphilosophie in den 1920er Jahren auf die Lebenswissenschaften im Israel der 1950er Jahre, dem Lebensbegriff in den Lebenswissenschaften vom 18. bis 20. Jahrhundert unter genderspezifischer Fragestellung, der Palliativmedizin und der Rückkehr Freuds zur naturwissenschaftlichen Psychologie nach dem Abschluss seiner Arbeit an der Psychoanalyse.

Ein Tagungsband ist in Planung.

Anmerkung

1 Michel Foucault: Geburt der Klinik, Frankfurt a. M. 1963, S. 160.

Evke Rulffes

Humboldt-Universität zu Berlin
Institut für Kulturwissenschaft
Sophienstraße 22a
D-10099 Berlin

Besprechungen

FLORIAN GELZER

Konversation, Galanterie und Abenteuer. Romaneskes Erzählen zwischen Thomasius und Wieland, Max Niemeyer Verlag, Tübingen 2007, 485 S.

FLORIAN GELZERS Monographie über deutsche galante Erzählwerke an der Epochenschwelle zwischen Spätbarock und Frühaufklärung erschließt ein bisher zu Unrecht marginalisiertes Forschungsgebiet. Den galanten Roman fasst Gelzer als Sammelbegriff für verschiedene Formen romanischen Erzählens zwischen französisch-politischer Gesellschaftsethik und rhetorischer Sprachpflege. Sein Erkenntnisinteresse richtet sich hauptsächlich auf die Wechselwirkungen zwischen der zeitgenössischen Verhaltensliteratur und den traditionellen Modellen der Erzählprosa.

Unter romanischem Erzählen ist eine vielsträngige, verwickelte Liebesgeschichte zu verstehen, die ausgehend von Heliodors Romanen in John Barlays *Argenis* (1621) als Vorbild für das 17. und 18. Jahrhundert mündet. Gegenmodell dazu ist das zweite große Romangenre, die pikareske Historie, die mit Petrons *Satyricon* und Apuleius' *Goldenem Esel* beginnt und als deren frühneuzeitlicher Prototyp Barlays *Euphormionis Lusinini Satyricon* (1603/1607) gilt. Diese Aufteilung in zwei Romantraditionen hat sich für die Romantheorie bis hin zu Michail Bachtin als prägend erwiesen,

weshalb Bachtins Theorie Gelzer „als nützliches heuristisches Instrument“ (S. 16) dient. Durch die Bezugnahme auf die beiden Erzählmodelle kann Gelzer den galanten Roman im Kontext der europäischen Romangeschichte verorten und verdienstvollerweise von dem Vorurteil der älteren Forschung befreien, nur eine „Schwundstufe barock-höfischer Formen“ oder eine „literarisch dürftige Überbrückungszeit“ (S. 19) zu sein. Gelzers Reduktion galanten Erzählens auf Bachtins erste, monologische Traditionslinie des Romans leuchtet jedoch weniger ein. Wäre es nicht viel spannender gewesen, mit Bachtin gegen dieses dualistische Modell zu argumentieren, zumal die Romane durch eingeschobene Briefe und Arien hochgradig polyphon sind, groteske Körperkonzepte aufweisen oder sogar die Satire im Titel tragen – alles Merkmale, die Bachtin der pikaresken Historie zuordnet?¹

Für die Galanterie als Verhaltens- und Kommunikationsideal ist die Konversation, das gesellige Gespräch mit der Erörterung von Stil- und Geschmacksfragen und die Vermittlung von Verhaltensmustern, insbesondere das Erzeugen und Verbergen von Gefühlen, zentral. Entsprechend beginnt Gelzers Untersuchung mit einem französischen Galanteriemodell, das den galanten Diskurs in Deutschland geprägt hat, Madeleine de Scudérys Konversationsszenen aus ihren Romanen *Artamène ou le Grand Cyrus* (1649–1653) und *Clélie, histoire romaine* (1654–1660), die später auch separat publiziert wurden.² Scudérys *conversations* haben sich nach Gelzer für den deutschen galanten Diskurs als zentral erwiesen, sei es, dass Konversationssituationen als literarische Motive in Romanen auftauchen, sei es dass die bei Scudéry diskutierten Themen aufgenommen werden oder eine Reflexion gesellschaftsethischer Konzepte stattfindet. So hat auch Christian Thomasius Scudérys Romane rezipiert, wie Gelzer anhand von Erwähnungen Scudérys in seinen *Monatsgesprächen* nachweisen kann. Thomasius' Vorlesungen *Discours Welcher Gestalt man denen Frantzosen in gemeinem Leben und Wandel nachahmen solle* (1687) und *Vorschlag, Wie er einen jungen Menschen [...] als ein honnet und galant homme zu leben, binnen dreyer Jahre Frist [...] zu informiren gesonnen sey* (1689) sowie sein Versuch, Galanterie als Universitätsfach zu etablieren, markieren seine entscheidende Rolle bei der Galanterie-Vermittlung.

Anhand von Scudéry und Thomasius kann Gelzer eine zentrale Veränderung des galanten Diskurses beim Transfer von Frankreich nach Deutschland aufzeigen: Während es sich bei Scudéry um eine von französischen Salonièren entworfene preziöse Konversations- und Liebeskunst handelt, sind es in Deutschland vor allem Universitätsprofessoren, welche die entsprechenden Fragen im Rahmen von Naturrecht und lutherischen Ehemodell diskutieren.

Aus der Fülle galanter Romane, die von dieser „produktiven Transformation“ (S. 72) profitieren, wählt Gelzer repräsentative Beispiele aus, an denen er wesentliche Konstellationen aufzeigt. So dient August Bohses Roman *Die liebenswürdige Constantine* (1698) als Beispiel dafür, dass galante Romane als Briefsteller mit Handlung genutzt werden konnten. Anhand von Christian Friedrich Hunolds Roman *Verliebte und galante Welt* (1701/1707) wird einsehbar, wie Konversationen Scudéry'scher Manier in neue Kontexte versetzt und strategisch modifiziert wurden: Sie finden nicht mehr in einem rein höfischen, idealtypischen Kreis statt und werden situativ angepasst. Dabei reflektieren die Romane die Konflikthaftigkeit von richtigem und falschem galanten Verhalten, was Gelzer an Benindus' *Printzeßin Hermoine* (1733) illustriert. Somit kann Gelzer den Vorwurf stereotyper Umsetzung von Anstandsregeln in den galanten Romanen entkräften und zudem zeigen, dass der galante Stil der Konversationsbücher sich auch auf die Schreibweise der Romane auswirkt. Gelzers dezidiert strukturalistisch-erzähltheoretischer Blick resultiert in einer kompetenten Analyse der Stoffbearbeitungstechniken, führt jedoch durch seine Konzentration auf konstituierende Handlungsmuster stellenweise zu Plotfixiertheit und Auflistungen typischer Motive.

Die von Gelzer mehrfach hervorgehobene Orientierung der deutschen galanten Literatur an einem umfassenden Verhaltenskodex lässt ein weiteres hartnäckiges Vorurteil der Forschung hinfällig werden: Galante Literatur erschöpfe sich in einer freizügigen Behandlung erotischer Themen. Gelzer zeigt auf, dass es sich dabei um eine unkritische Übernahme der damaligen Polemik gegen die Galanterie handelt. So ist der Bruch zwischen Galanterie und Aufklärung, Benjamin Neukirch und Johann Christoph Gottsched, weit we-

niger dramatisch, als Letzterer bemüht war darzustellen. Die Literaturgeschichte hat sich mit der Einordnung und Bewertung dieses Schwellenphänomens ohnehin schwergetan, wozu ein an der Genieästhetik und dem Gattungsverständnis des späten 18. Jahrhunderts entwickelter Maßstab nicht wenig beigetragen hat, der sich angesichts pseudonym publizierender Autoren,³ eines an der Variation traditioneller Stoffe orientierten Dichtungsverständnisses und hybrider Romanformen als völlig unangemessen erwiesen hat.

Gemäß seiner These der Persistenz galanter Erzählformen untersucht Gelzer galante Episoden und romaneske Elemente bei Johann Friedrich Schnabel und in Christoph Martin Wielands Verserzählungen. Mit den Wieland-Übertragungen ins Französische schließt Gelzer seinen umfassenden Rundgang durch die galante Literatur ab: Die Galanterie ist wieder in Frankreich angekommen.

Anmerkungen

- 1 Zur Redevielfalt und zu grotesken Körperkonzepten bei Bachtin vgl. Michail Bachtin: Die Ästhetik des Wortes, hrsg. v. Rainer Grübel, Frankfurt a. M. 1996, S. 155–300; ders.: Rabelais und seine Welt. Volkskultur als Gegenkultur, hrsg. v. Renate Lachmann, Frankfurt a. M. 1987. Zur Satire: Einer von Christian Friedrich Hunolds Romanen trägt den Titel *Satyrischer Roman*.
- 2 Beispielsweise Madeleine de Scudérys *Conversations sur divers sujets* (1680) und *Conversations nouvelles sur divers sujets* (1684).
- 3 August Bohse publizierte unter dem Pseudonym Talander, Christian Friedrich Hunold als Menantes und von Benindus liegt nur das Pseudonym vor.

Isabelle Stauffer

Johannes Gutenberg-Universität Mainz
Deutsches Institut
Jakob-Welder-Weg 18
D-55099 Mainz

ECKART SCHÖRLE

Die Verhöflichung des Lachens. Lachgeschichte im 18. Jahrhundert (Kulturen des Komischen, Bd. 4), Aisthesis Verlag, Bielefeld 2007, 418 S.

Weil man über alles lachen kann, besonders über jedes ernsthafte Unterfangen, ist die Frage nach dem Lachen und dem kulturellen Umgang mit ihm eine von großer anthropologischer Bedeutung. Dabei fällt auf, dass die wichtigsten Modelle – etwa in Bachtins Theorie des Karnevals – sich auf das Mittelalter und die Frühe Neuzeit konzentrieren, während das 18. Jahrhundert, so ECKART SCHÖRLE, „in der Lachforschung eher unterbelichtet“ ist (S. 26), obwohl in ihm das Lachen eine grundsätzliche Um- und Aufwertung erfährt und ein neues, positiv besetztes Konzept des ‚natürlichen‘ Lachens entspringt. Insofern nimmt die vorliegende Studie eine Schlüsselstellung in einer kulturgeschichtlichen Anthropologie ein.

Die Untersuchung versteht sich als dezidiert historische, die Lachen als „Ausdruck gesellschaftlicher Dynamik“ (S. 33) betrachten will und dessen Proteuscharakter bzw. seine je nach Kontext wechselnde Bedeutung betont. Ihre Quellen sind Anstandsbücher, Selbstzeugnisse sowie theologische, medizinische, philosophische und anthro-

pologische Diskurse über das Lachen, nur am Rand bezieht sie literarische Texte mit ein; sie konzentriert sich auf die deutsche Aufklärung, wirft aber gewinnbringende Seitenblicke nach England und Frankreich sowie auf die Vorgeschichte in der Frühen Neuzeit. Konzeptuell untersucht sie zum einen die fortgesetzte Zivilisierung des Lachens in den Bahnen von Norbert Elias’ Zivilisationstheorie (dessen nicht vollendeter Aufsatz über das Lachen bildet den Ausgangspunkt), zum anderen die Umcodierung und ‚Anthropologisierung‘ des Lachens in der Aufklärung. Einmal dahingestellt, ob der Titel der ‚Verhöflichung‘ beide Bewegungen gleich gut beschreibt – er scheint mehr die erste Bewegung zu bezeichnen – gelingt es Schörle mit dieser Doppelperspektive, ein komplexes Bild einer entscheidenden Epoche zu entwerfen und zugleich implizit eine allzu unilinear argumentierenden Theorie der Zivilisation zu kritisieren.

Das erste Kapitel untersucht die Normierung des Lachens durch Anstandslehren, die Entwick-

lungen des 17. Jahrhunderts forschreiben, die ältere Entwicklungen der frühen Neuzeit fortsetzen. Schörle betont dabei besonders die von Elias zu schwach gewichtete Bedeutung theologischer Diskurse sowie der konfessionellen Differenz, in welcher der protestantische Ernst sich etwa an der schnellen Abschaffung des Osterlachens manifestiere. Das zweite Kapitel konkretisiert die Anweisungen dann durch die Untersuchung konkreter Funktionen und Bedeutungen des Lachens am Hof. Dabei zeigt sich eine Spannung zwischen einerseits der wichtigen Funktion von Spott und Lachen in der informellen Kommunikation unter den Gleichgestellten am Hof, andererseits der strengen Kontrolle des Lachens im Rahmen der repräsentativen Funktionen. Die höfische Unterhaltung schließlich kann als Versuch gelesen werden, diese Spannung zu kompensieren. Das Theater ist mit Pfister als „Lachreservat“ (S. 165) anzusehen, auch der Hofnarr ist eher Komplement denn Gegenwelt zum Hof, weshalb er dann auch weit öfter Objekt von Spott (und körperlicher Gewalt) als deren Subjekt ist. Aber diese Institution ist im 18. Jahrhundert bereits im Verschwinden begriffen, weil der Narr einerseits durch den „Ausbau repräsentativer Funktionen und den größer werdenden Hofstaat“ seinen „Sonderstatus“ (S. 164) verliert, weil er andererseits von den aufgeklärten Kritikern höfischer Leichtfertigkeit zunehmend vertrieben wird.

Das dritte Kapitel geht der entstehenden bürgerlichen Lachkultur und ihrem neuen, positiven Verständnis des Lachens nach. Die alte Theorie, Lachen sei ein Zeichen von Überlegenheit, tritt zunehmend in den Hintergrund, indem nun die soziale und sympathetische Natur des Lachens betont wird. Allerdings handelt es sich dabei nicht nur darum, „das Lachen aus dem theologischen Deutungsmuster des mit der Erbsünde belasteten Menschen herausgelöst und nun anthropologisch als natürliche Eigenschaft des Menschen betrachtet“ wird (S. 193), stärker als Schörle das herausarbeitet, hat das befreite Lachen auch ein polemisches Ziel: genau jenes Deutungsmuster, das die Aufklärer gezielt lächerlich machen. Auch ist die Befreiung des Lachens keineswegs vorbehaltlos, wie eine detaillierte Untersuchung der moralischen Wochenschriften zeigt, sondern sie beruht auf der Unterscheidung zwischen gutem Humor und schlechtem Witz, zwischen feinem Lächeln

und vulgärem Lachen, ja von Ernst und Unterhaltung überhaupt: „Die strenge Trennung von Ernst und Unterhaltung – die sich bis heute auswirkt – kann mit auf diese Prozesse in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zurückgeführt werden.“ (S. 260). Das vierte Kapitel untersucht – nicht frei von Überschneidungen – den anthropologischen, medizinischen und philosophischen Diskurs über das Lachen, der sich als äußerst vielfältig und inhomogen erweist, insofern das Lachen sowohl als Krankheitssymptom wie als Therapie betrachtet wird. Auch hier zeigt sich eine Spannung zwischen einem anthropologisch erweiterten Verständnis des Lachens einerseits, von der kognitiven Engführung andererseits, die sich vor allem in der Durchsetzung der Kontrasttheorie des Komischen manifestiert. Symptomatisch ist auch die problematische Stellung des Lachens in der Kant'schen Philosophie, der im komischen Widersinn erst einen sekundären Lustgewinn, primär aber eine „Katastrophe“ sieht: „Der als das Andere einfallende Unsinn wirke wie eine schockierende Attacke, die mit ihrer Geschwindigkeit die Kontrollmechanismen der Wahrnehmung durchschlage und das Subjekt aus der Bahn werfe“ (S. 292).

Das fünfte Kapitel schließlich geht den „Widersprüchen und Erklärungsnoten“ nach, die das aufklärerische „Konstrukt vom ‚natürlichen Lachen‘“ nach sich zieht (S. 359). So wird etwa in der Pädagogik, besonders deutlich bei Lavater, das Lachen mit Natürlichkeit assoziiert, aber zugleich scharf zurückgewiesen, wenn es in Leichtfertigkeit oder Spottlust übergehe. Diskursiv werden die verschiedenen Arten zu lachen national profiliert und in Entwicklungsgeschichten angeordnet, epistemologisch werden eine ganze Reihe von Wissensbeständen aufgerufen, um sicherzustellen, dass das gute Lachen ‚harmonisch‘ ist und nicht wiehert oder die Zähne zeigt. Allerdings verwickeln sich solche Entwürfe in eine Paradoxie: „die dem Phänomen Lachen inhärente Ambivalenz zeigt sich unter anderem darin, dass gerade die Kontrolle des Lachens das Bedürfnis zu Lachen ansteigen lässt“ (S. 371). Die Komik der Kontrolle der Komik drückt sich vor allem in Fiktionen aus: etwa in der (natürlich einem „französischen Kopf“ zugeschriebenen) Idee einer Lachschule (S. 370 f.) oder in Jean Pauls Geschichte des von Lachlust überwältigten Predigers Schmelzle.

Auch die dunkle Seite des Lachens kommt wieder in den Blick, und bezeichnenderweise ebenfalls in einem literarischen Text: Karl Philipp Moritz' Anton Reiser ist ganz paralysiert von der Furcht, lächerlich zu werden, und auch sein Lachen über sich selbst ist keineswegs ein Zeichen von Versöhnung, sondern vielmehr „Mittel der Selbstauslöschung“ (S. 348). Die Aufklärung ist somit nicht einfach der lachende Erbe älterer Konflikte, sondern hat ihre eigene Komik und ihre eigenen Abgründe. Entsprechend der Doppelperspektive der Studie geht sie daher weder im Prozess der Disziplinierung noch in dem der Rückkehr zur Natur auf: „Die Verhöflichung des Lachens sollte

als eine Geschichte der Verschiebungen und Transformationen gesehen werden, nicht aber als eine Verlustgeschichte, in deren Verlauf ein scheinbar natürliches Lachen durch ein kontrolliertes, künstliches Lachen ersetzt wurde.“ (S. 376) Die vorliegende Studie zeichnet diese Verschiebungen materialreich und differenziert nach und wird die Forschung auf eine neue Grundlage stellen.

Daniel Weidner

Zentrum für Literatur- und Kulturforschung
Schützenstr. 18
D-10117 Berlin

KEVIN F. HILLIARD, KATRIN KOHL (Hrsg.)

Wort und Schrift. Das Werk Friedrich Gottlieb Klopstocks (Hallesche Forschungen, Bd. 27), Verlag der Franckeschen Stiftungen zu Halle im Max Niemeyer Verlag, Tübingen 2008, 279 S.

KATRIN KOHL und KEVIN HILLIARD, die beiden Herausgeber, haben sich auf vielfache Weise um das Werk Friedrich Gottlieb Klopstocks verdient gemacht.¹ Beide haben bereits vor gut einem Jahrzehnt einen wichtigen Band zu *Klopstock an der Grenze der Epochen* herausgegeben² und sind, wie der aktuelle Band belegt, auch in der letzten Dekade ihrem Autor treu geblieben. Die in den 14 Beiträgen des neuen Bandes entwickelten Perspektiven bemühen sich um die Rekonstruktion des Traditionsvorhabens, der diskursiven Einbettung, der (expliziten und impliziten) Poetik und schließlich der Wirkungsgeschichte Klopstocks.

Das Traditionsvorhaben Klopstocks wird im Rahmen des Bandes anhand der Bezüge auf englische Vorbilder und im Blick auf die Verarbeitung von alttestamentlichen Stoffen untersucht. CHRISTIAN SENKEL arbeitet in *Klopstock und Milton – epischer Agon in konfessionaler Perspektive* vor allem „Klopstocks agonales Begehren“ (S. 8) heraus. Der agonale Verweisungszusammenhang des Klopstock'schen Dichtens führt, wie ANDRÉ RUDOLPH in *Antideistische Apologetik und christliche Poesie im Zeichen Edward Youngs* zeigen kann, schon für die Zeitgenossen zur Konstruktion eines „außerordentlich dichte[n] Referenz- und Interferenzfeld[s] Milton-Young-Klopstock“ (S. 28), das sich auch in dem Kommentar von Johann

Arnold Eberts Prosa-Übertragung von Youngs *Night Thoughts* niederschlägt. Sowohl KEVIN HILLIARD (*Klopstock und das Alte Testament*) als auch die Herausgeberin der *Biblischen Dramen* in der Hamburger Klopstock-Ausgabe MONIKA LEMMEL (*Zur zeitgenössischen Rezeption von Klopstocks drei biblischen Dramen*) befassen sich mit Klopstocks Verarbeitung von alttestamentlichem Material.³ Hilliard arbeitet drei Hauptaspekte von Klopstocks Testaments-Transformationen heraus: Erstens bemühe sich Klopstock um eine ‚Orientalisierung‘ mittels einer Nachahmung des (vermeintlichen) Stils des Alten Testaments, zweitens werde das Geschehen des Alten Testaments auf die Heilsbotschaft des Neuen hin ausgerichtet, drittens der Stoff geglättet, um ihn den ästhetischen und moralischen Präferenzen der eigenen Zeit anzunähern (vgl. S. 56). Hilliard arbeitet sehr deutlich heraus, dass Klopstock in seinen Dramen die alttestamentlichen Stoffe nur aus der Perspektive des Neuen Testaments wahrzunehmen vermag.

Eine Einbettung des Klopstock'schen Werks in die diskursiven ‚Formationen‘ um 1750 wird von CARSTEN ZELLE (*Klopstocks Diät – das Erhabene und die Anthropologie um 1750*) gefordert und geleistet. Zelle, der sich intensiv mit der Geschichte der Ästhetik des Erhaben beschäftigt

hat,⁴ plädiert dafür, das Klopstock'sche „Erhabene“ noch nachdrücklicher in den anthropologischen Affektlehren um 1750 zu verankern. Da jeder Ästhetik eine bestimmte Anthropologie entspreche, sei nach den anthropologischen Voraussetzungen von Klopstocks Poetik der „Bewegung“ zu fragen (vgl. S. 103). Zelle sieht im Hinblick auf Klopstocks Wissen um Affektübertragung und Affektbewegung durch Darstellungsverfahren der Vergegenwärtigung und Verlebendigung deutliche Bezüge zu Georg Friedrich Meiers Affektlehre in den *Anfangsgründen aller schönen Wissenschaften* (1748). Vor diesem Hintergrund gelingt es Zelle plausibel zu machen, dass eine umfassende Rekonstruktion von Klopstocks Psychologie ein wichtiges Desiderat der Klopstock-Forschung ist. Wie HANS-JOACHIM KERTSCHER über den *Klopstock-Verleger Carl Hermann Hemmerde* zeigen kann,⁵ ist die umfassende Aufarbeitung der buch- bzw. buchhandelshistorischen Dimensionen der (auch im Kontext von neueren literaturhistorischen Studien zur *Werkpolitik* analysierten)⁶ Medialität des Klopstock'schen *Œuvres* ein weiteres Desiderat.

Um eine diskursive Einbettung Klopstocks geht es auch KATRIN KOHL (*Kulturstiftung durch Sprache. Rede und Schrift in der Deutschen Gelehrtenrepublik*), die überzeugend darlegt, wie Klopstock die deutsche Gelehrtenrepublik als Sprach- und Kulturgemeinschaft sowohl in diachronischer Abgrenzung zur griechischen und römischen Kultur als auch in synchronischer Abgrenzung zur zeitgenössischen französischen und englischen Kultur zu profilieren versucht. Die von Klopstock geforderte „Unterbindung der Nachahmung ausländischer Werke“ stehe im Kontext von seinem programmatischen „Austritt der Deutschen aus der übernationalen, lateinischen Gelehrtengemeinschaft“ (S. 158). Die *Deutsche Gelehrtenrepublik* ist in jüngerer Zeit auch aus ideenhistorischer Perspektive als Dokument des deutschen Austritts aus der lateinischen Gelehrtenrepublik verstanden worden⁷ – hier stellt sich allerdings die Frage, ob man von einer einseitigen Austrittserklärung sprechen sollte, da um 1750 alle anderen für Klopstock maßgeblichen ‚Nationen‘ die *res publica literaria* schon längst verlassen hatten. Ohne Zweifel ist die *Deutsche Gelehrtenrepublik* „ein Unikum, das [...] damalige wie heutige Gattungsvorstellungen sprengt“ (S. 171) und deshalb bis in die Gegen-

wart eine große hermeneutische Herausforderung darstellt. Während KOHL die „Radikalität und Kohärenz“ (S. 151) der *Deutschen Gelehrtenrepublik* betont, sieht KLAUS HURLEBUSCH in *Wandlungen einer Bewegungsidee. Klopstock zwischen Leibniz und Goethe* in diesem ‚Unikum‘ eher einen Beleg für seine bereits an anderer Stelle ausführlicher entwickelte These,⁸ dass „Klopstock als Autor ausdrücklich oder unausdrücklich Fragmentist“ sei und das Fragmentieren als „ein Wesensmerkmal des Klopstockschen Schaffens überhaupt“ (S. 87) verstanden werden müsse.

Untersuchungen zur impliziten Poetik der Dramen und Gedichte Klopstocks finden sich in den Beiträgen von MARK EMANUEL AMTSTÄTTER und THOMAS ALTHAUS. Amtstätter, der sich bereits in einer Monographie detailliert mit der Poetik der Klopstock'schen Ode befasst hat,⁹ widmet sich hier der *Poetik des Todes in Klopstocks Hermann-Dramen*, v. a. anhand der *Hermanns Schlacht* rekonstruiert er „Klopstocks Poetik der *actio* aus Stimme und Bewegung“ (S. 185). Althaus, von dem ebenfalls Überlegungen zu Klopstocks Oden vorliegen,¹⁰ entwirft (*Klopstocks Thematisierungen des Vergangs und die Folgen*) eine weit über Klopstock hinausgehende Topik der poetologischen Lyrik um 1750. Den expliziten poetologischen Reflexionen zu Metrik und Rhythmus widmet sich STEFAN ELIT (*Der späte Klopstock und Johann Heinrich Voß. Ein Spannungsverhältnis, poetologisch betrachtet*), der eine Monographie zu Klopstocks Theorie und Praxis der übersetzerischen Antike-Transformation vorgelegt hat.¹¹ Elit rekonstruiert den poetologischen Dissens, den Klopstock und Voss im Hinblick auf die angemessene Übersetzung griechischer und lateinischer Texte austragen.¹² Er zeigt, dass Klopstocks Position auch in diesem Bereich agonal motiviert und von der Idee eines Übersetzungswettstreits zwischen den modernen Nationalsprachen geprägt ist: „In so exzellenter Weise, wie gerade das Deutsche die antiken Vorbilder [...] übersetzt, würde es“ aus Klopstocks Perspektive „das Französische, oder auch das Englische oder Italienische, niemals ver mögen“ (S. 215 f.).

Verschiedene Aspekte der Wirkungsgeschichte Klopstocks werden von den letzten Beiträgern des Bandes gewürdigt. Während MEREDITH LEE, die bereits Goethes Klopstock-Rezeption aufgearbeitet hat,¹³ in *Beethovens Klopstock* herausstreicht, dass

„Klopstocks Bedeutung für Beethoven [...] weit über die Jugendjahre“ hinausreicht (S. 253), gelingt es JOACHIM JACOB (*Klopstock – Ursprung des deutschen Ästhetizismus*) nachzuzeichnen, wie Klopstock im Umkreis Georges – vor allem bei Hellingrath, Bertram, Wolters und Kommerell – als Vorläufer des George'schen Ästhetizismus in Stellung gebracht wird. Jacobs souveräner Beitrag beeindruckt vor allem dort, wo er in einer minutiösen Rekonstruktion darlegen kann, wie Hellingrath seiner Interpretation von Klopstocks Dichtung im Sinne des Stils der „harten Fügung“ durch Eingriffe in Schreibung und Interpunktions der Gedichte zusätzliche Plausibilität zu schaffen versucht. Wie Jacob zeigen kann, folgt bei Hellingrath schon die Präsentation des Sprachmaterials der Gedichte „durchgehend der Idee der ‚harten Fügung‘“. Hellingraths konsequent verfolgtes Programm, den „heiligen Sänger“¹⁴ Klopstock als einen „Sprachartisten der pindarischen ‚harten Fügung‘“ (S. 267) umzuinterpretieren, hat Konsequenzen: Aus der Perspektive Hellingraths sei „[k]leine Vorstellung, kein Bild, und vor allem auch kein Gefühl [...] bei Klopstock bemerkenswert, sondern allein eine sprachästhetische Erfahrung“. Dass die von Hellingrath forcierte Interpretation auch in gegenwärtigen Positionen noch nachwirkt, die in Klopstock den Dichter einer „radikalen poetischen Autonomie“ (S. 257) sehen, wird nicht nur von Jacob hervorgehoben. Auch LO-THAR VAN LAAK, der in *Sprachbildlichkeit und Musikalität* die Klopstock-Deutungen von Herder und Schiller analysiert, sieht die von ihm „als überaus problematisch“ charakterisierte Deutung einer „bilderlose[n] und unsemantische[n] Lyrik bei Klopstock“ (S. 226) noch in aktuellen literaturhistorische Arbeiten am Werk.

Klopstock ist, wie in verschiedenen Beiträgen betont wird, ein ‚anachronistischer‘ Autor, der gleichsam ‚quer‘ zu seiner eignen Epoche steht. Gelegentlich gewinnt man fast den Eindruck eines gewissen Stolzes, dem eigenen Untersuchungsgegenstand den Ausnahmestatus des großen Ungelesenen zuweisen und daraus seine ‚Inkommensurabilität‘ ableiten zu dürfen (aber steht es denn um Gellert, Gleim, Hagedorn oder Haller heute anders?). Diese Anachronizität lässt sich abweichend modellieren. Nach einem ersten Modell (u. a. Hilliard, Kohl) ist diese Anachronizität in erster Linie dem Sachverhalt geschuldet,

dass sich Klopstock strikt an humanistischen Diskursen (v. a. der Rhetorik) orientiere: Auch sein vormoderner „Repräsentations- und Ruhmannspruch“ machen ihn „früh zu einem unzeitgemäß-rückwärtsgewandten Autor“ (Kohl, S. 149). Nach einem zweiten Modell ist die Anachronizität Klopstocks nicht einer Verspätung, sondern einer Verfrühung geschuldet: Klopstock etablierte schon um 1750 eine zukunftsweisende Ästhetik der „Darstellung“ bzw. „Bewegung“, die erst unter ‚postmodernen‘ Vorzeichen entschlüsselt werden könnte (u. a. die einflussreiche Klopstock-Interpretation von Winfried Menninghaus).¹⁵ Gegen diese Alternative, Klopstock entweder als gelehrigen Schüler Quintilians oder als Vorläufer einer postmodernen Ästhetik zu begreifen, plädieren mehrere Autoren (v. a. Zelle, Jacob) eindringlich dafür, die These vom ‚Anachronismus‘ insgesamt zurückzuweisen und Klopstock in seiner Zeit, im Zentrum des 18. Jahrhunderts, zu verorten. So argumentiert Zelle für eine diskursive Kontextualisierung Klopstocks gegen den „Systemzwang der Forschungspositionen, die Klopstocks rhetorische Ästhetik entweder in die Tradition humanistischer Bildung stellen oder sie als Innovation, d. h. als ‚Eröffnung eines neuen Paradigmas‘ dramatisieren“ (Zelle, S. 103). Das überzeugende Plädoyer für eine stärkere diskursive Kontextualisierung Klopstocks – die sicherlich nicht nur Klopstock selbst, sondern auch seine zeitgenössischen Leser berühren müsste –¹⁶ würde sicherlich noch an Plausibilität gewinnen, wenn eine systematische Auseinandersetzung mit den Vor- und Nachteilen der etablierten, die Klopstock-Forschung bisher anleitenden Rekonstruktionsmodelle vorgelegt würde. Um ein Beispiel zu nennen: Da die über Jahrzehnte intensiv betriebene literaturwissenschaftliche Empfindsamkeitsforschung in diesem Band allenfalls am Rande vorkommt und teilweise kaum noch als Gegenstand kritischer Diskussion zu taugen scheint, vermisst man z. B. nähere Angaben dazu, ob und wie eine eher autorphilologisch ausgerichtete Klopstock-Forschung im Kontext einer weiträumigeren, möglicherweise europäisch perspektivierten Empfindsamkeitsforschung zu situierten wäre.

Die Beiträge zeichnen sich insgesamt durch eine sehr hohe Qualität aus – was nicht verwundern darf, da der Band doch Autoren ver-

sammelt, die für das *Œuvre* Klopstocks bereits bemerkenswerte editorische und literaturhistorische Leistungen vorweisen können. Betrachtet man die ausgewogene Gesamtanlage des Bandes, so wird man allenfalls Beiträge vermissen, die eine intensive interpretative Auseinandersetzung mit der Dichtung Klopstocks suchen und einzelne literarische Werke hermeneutisch aufschlüsseln. Aber dieser textanalytische Aspekt wird sicherlich in dem nächsten Klopstockband, den Hilliard und Kohl hoffentlich schon zum Vorteil der Klopstock-Forschung in den Blick nehmen, umfassender Berücksichtigung finden können. Wie die vorzüglichen Beiträge des gelungenen Bandes aufs Nachdrücklichste belegen, ist es ebenso richtig wie wichtig, die Klopstock-Forschung weiterhin auf eine Berücksichtigung von zeitgenössischen Diskursen, „die sich nicht in eine autonomieästhetische Teleologie fügen“ (S. 4), zu verpflichten.

Anmerkungen

- 1 Vgl. Kevin F. Hilliard: *Philosophy, Letters, and the Fine Arts in Klopstock's Thought*, London 1987; Katrin M. Kohl: *Rhetoric, the Bible, and the Origins of Free Verse. The Early 'Hymns' of Friedrich Gottlieb Klopstock*, Berlin, New York 1990; dies.: *Friedrich Gottlieb Klopstock*, Stuttgart, Weimar 2000.
- 2 Kevin F. Hilliard, Katrin Kohl (Hrsg.): *Klopstock an der Grenze der Epochen*, Berlin, New York 1995.
- 3 Vgl. auch Daniel Weidner: „Bibeldichtung“ und dichterische Darstellung. *Kain in der Literatur um 1800*: Klopstock, Gessner, Coleridge, Byron. In: *Archäa* 43 (2008), H. 2, S. 299–331.
- 4 Vgl. Carsten Zelle: *Die Doppelte Ästhetik der Moderne. Revisionen des Schönen von Boileau bis Nietzsche*, Stuttgart, Weimar 1995.
- 5 Vgl. auch Hans-Joachim Kertscher: *Die Verleger Carl Hermann Hemmerde und Carl August Schwetschke*, Halle 2004.
- 6 Vgl. Steffen Martus: *Werkpolitik. Zur Literaturgeschichte kritischer Kommunikation vom 17. ins 20. Jahrhundert. Mit Studien zu Klopstock, Tieck, Goethe und George*, Berlin, New York 2007.
- 7 Kasper Risbjerg Eskildsen: *How Germany Left the Republic of Letters*. In: *Journal of the History of Ideas* 65 (2004), H. 3, S. 421–432.
- 8 Klaus Hurlebusch: *Klopstock, Hamann und Herder als Wegbereiter autorzentrischen Schreibens. Ein philologischer Beitrag zur Charakterisierung der literarischen Moderne*, Tübingen 2001.
- 9 Mark Emanuel Amtstätter: *Beseelte Töne. Die Sprache des Körpers und der Dichtung in Klopstocks Eislaufoden*, Tübingen 2005.
- 10 Thomas Althaus: *Poetischer Konzeptualismus. Oden von Klopstock bis Hölderlin*. In: *Hölderlin-Jahrbuch* 31 (1998/1999), S. 247–280.
- 11 Stefan Elit: *Die beste aller möglichen Sprachen der Poesie. Klopstocks wettstreitende Übersetzungen lateinischer und griechischer Literatur*, St. Augustin 2002.
- 12 Vgl. auch Ernst Osterkamp: *Kulturpatriotismus und literarische Übersetzung um 1800. Über Klopstocks Epigramm *Die französischen Übersetzung der Alten**. In: *Neohelicon* 25 (1998), H. 2, S. 177–195.
- 13 Meredith Lee: *Displacing Authority. Goethe's Poetic Reception of Klopstock*, Heidelberg 1999.
- 14 Vgl. u. a. Joachim Jacob: *Heilige Poesie. Zu einem literarischen Modell bei Pyra, Klopstock und Wieland*, Tübingen 1997.
- 15 Vgl. Winfried Menninghaus: *Klopstocks Poetik der schnellen „Bewegung“*. In: Ders. (Hrsg.): *F. G. Klopstock: Gedanken über die Natur der Poesie. Dichtungstheoretische Schriften*, Frankfurt a. M. 1989, S. 259–361; ders.: *Darstellung. Zur Emergenz eines neuen Paradigmas bei Friedrich Gottlieb Klopstock*. In: Ch. Hart Nibbrig (Hrsg.): *Was heißt Darstellen?* Frankfurt a. M. 1994, S. 205–226.
- 16 Vgl. dazu das keineswegs obsolete Projekt von Richard Alewyn: *Klopstocks Leser*. In: B. Fabian (Hrsg.): *FS für Rainer Gruenter*, Heidelberg 1978, S. 100–121; vgl. zum Empfindsamkeits-Projekt Alewyns u. a. Carsten Zelle: *Von der Empfindsamkeit zum l'art pour l'art. Zu Richard Alewyns geplantem Sentimentalismus-Buch*. In: *Euphorion* 87 (1993), S. 90–105.

Carlos Spoerhase

Christian-Albrechts-Universität zu Kiel
Institut für Neuere deutsche Literatur und Medien
Leibnizstraße 8
D-24118 Kiel

NORBERT OELLERS (Hrsg.)

Friedrich Schiller, Johann Wolfgang Goethe. Der Briefwechsel, hrsg. u. komm. v. Norbert Oellers u. Mitarb. v. Georg Kurscheidt, Reclam Verlag, Stuttgart 2009, 1180 S.

Trotz der Gewissheit, „dass es in der Geschichte der deutschen Literatur keinen auch nur annähernd so bedeutenden Briefwechsel gibt wie den vorliegenden“ (II, 186), war eine historisch-kritische Ausgabe bis heute Desiderat geblieben.¹ Erst NORBERT OELLERS, der beide Autoren editorisch betreut – Schiller in der Nationalausgabe seit 1978 als Mitherausgeber (seit 1997 als Herausgeber), Goethe in der seit 2008 erscheinenden Briefausgabe als Mitherausgeber –, gelang unter Mitarbeit von GEORG KURSCHEIDT (ebenfalls Mitherausgeber der historisch-kritischen Ausgabe von Goethes Briefen) das Kunststück, den Text der über 1.000 Briefe, die Goethe und Schiller zwischen 1794 und 1805 wechselten, „unter Berücksichtigung aller Eigenheiten der Texte exakt editionskritisch“ (II, 186) vorzulegen.

Der Gewinn gegenüber bisherigen Ausgaben liegt in der textphilologischen Absicherung der Tatsache, dass Goethe zum Diktat neigte,² Schiller aber seine Briefe ausschließlich selbst niederschrieb. Wenn Goethe am 14.10.1797 (aus Stäfe) seinen Brief mit dem Hinweis einleitet, er wolle sich mit Schiller vom Bett aus ‚unterhalten‘, so ist dies nicht ausschließlich im übertragenen Sinn zu verstehen. Abgesehen vom Dialog, in den beide plötzlich getreten waren, versteht Goethe das Briefschreiben als Form der Rede. Sie erreichte ihren Höhepunkt immer dann, wenn die Freunde nicht am selben Ort waren. Bezeichnenderweise wurden während Schillers Jenenser Zeit die meisten Briefe geschrieben. Auf die Zeit nach Schillers Umzug nach Weimar entfallen nur 20% der Briefe.

Die diplomatische Wiedergabe der Briefe wird besonders den diktierten Briefen gerecht, deren Wortlaut grammatische und orthographische Fehler enthält, teilweise sogar missverständlich ist („modifiziert“ statt „mortificiert“ [Nr. 196]; „von Medall“ musste Goethe zu „formidabel“ [Nr. 242] nachbessern). Es sind aber nicht solche Kuriositäten, die das Diktat interessant machen. Wenn Schiller schrieb, Goethe dagegen diktierte, betrifft dies die Form der Gedankenausbreitung. Schillers Rede ist in sich fester gefügt, jeder Satz bildet eine Einheit; in Goethes Briefen hingegen erhält

der Leser oft den Eindruck eines Redeflusses, der nur äußerlich und nachträglich in Sätze untergliedert ist. Die vorliegende Ausgabe gibt über Goethes nachträgliche Zeichensetzung Rechenschaft,³ wobei die Herausgeber verständlicherweise nur zweifelsfreie Verbesserungen als diejenigen Goethes (= G) markieren konnten. Dabei ist auffällig, dass Goethes verschiedene Schreiber gerade dort kein Satzzeichen setzten, wo ein Leser es noch am ehesten erwarten würde: am Ende einer abgeschlossenen syntaktischen Einheit. Man könnte vermuten, im Diktat würden andere Mittel wie Betonung, Lautstärke oder Emphase den gesprochenen Redefluss strukturiert haben. Das Fehlen der Satzzeichen wäre dann ein Effekt einer Satzgrenzen überspringenden Stimmführung. Allerdings hätte dann der Schreiber gedankliche Pausen wenigstens durch Kommata oder Semikola anzeigen müssen.

Wenn anscheinend die meisten nachträglichen Korrekturen Goethes in seinen Diktaten fehlende Punkte betreffen, so ist dies für uns allein deshalb sichtbar geworden, weil Goethe nicht nur den Punkt nachtragen, sondern das folgende Wort in die Großschreibung korrigieren musste. Eine mögliche Erklärung dafür ist, dass Goethe mit dem Schreiber übereingekommen war, dieser solle nur dann Satzzeichen einfügen, wenn Goethe sie ihm eigens diktierte; ansonsten, so die Vermutung, behielt er sich vor, sie beim Gegenlesen selbst zu setzen. Da nachträglich eingefügte Kommata schwer bis unmöglich zu identifizieren sind, könnten auch diese von Goethe stammen. Obgleich ein solcher Schluss weiterhin spekulativ bleibt, löste er den Widerspruch auf, dass der Schreiber einerseits selbstständig Kommata eingefügt haben soll, aber andererseits an Punkten scheiterte.

Goethes Brief vom 19.11.1796, in dem er sich über Körners Deutung zum *Wilhelm Meister* äußert, die er von Schiller zuvor erhalten hatte, möge das Problem verdeutlichen. Die 21 Druckzeilen des ersten Absatzes teilte Goethes Schreiber durch nur einen Punkt in zwei Hälften, ansonsten gliedern Kommata und Semikola den Redefluss. Den Eingang von Goethes Diktat vermied er zu unter-

gliedern: „Der Körnersche Brief hat mir sehr viel Freude gemacht, um so mehr als er mich in *einer entschiedenen ästhetischen Einsamkeit antraf die Klarheit und Freyheit*, womit er seinen Gegenstand übersieht ist wirklich bewundernswerth, er schwebt über dem Ganzen, übersieht die Theile mit Eigenheit und Neuheit, nimmt bald da bald dort einen Beleg zu seinem Urtheil heraus, de-componiert das Werk um es nach seiner Art wieder zusammen zu stellen und bringt lieber das was die Einheit stöhrt, die er sucht oder findet, für diesmal bey Seite, als daß er, wie gewöhnlich die Leser thun sich erst dabey aufhalten, oder gar recht darauf lehnen sollte“ (Nr. 245, Herv. A. N.). Zwar könnte der Schreiber für einen Moment der Ansicht gewesen sein, Goethe wollte an den Nebensatz („in einer ästhetischen Einsamkeit antraf“) eine Infinitivgruppe mit „zu“ anschließen: „um so mehr als er mich in einer entschiedenen ästhetischen Einsamkeit antraf[,] die Klarheit und Freyheit [zu]“. Aber mit dieser Art von Erklärung würde man schon bei der zweiten Stelle (und bei den meisten anderen Stellen in seinen Briefen) nicht weiterkommen. Nach 14 Zeilen (im Druck) beginnt nun tatsächlich ein neuer Satz – und es ist davon auszugehen, dass Goethe diesen schon im Diktat vorschrieb –, der wiederum einen sinnwidrigen Fortgang hat in der ersten Niederschrift: „Bey diesem Aufsatz ist es auch überhaupt sehr auffallend, daß sich der Leser produktiv Verhalten muß wenn er *an irgend einer Production Theil nehmen will von den passiven Theilnahmen* habe ich leider schon die betrübtesten Beispiele wieder erlebt“ (ebenda, Herv. A. N.). Hier anzunehmen, der Schreiber habe den Anfang des neuen Satzes übersehen, würde dessen Kompetenz unterschätzen. Viel eher ist dies ein Hinweis dafür, dass Goethe sich solche unmarkierten Stellen vorbehalten hat, selbstständig entweder mit einem Punkt oder einem Komma oder einem Semikolon zu besetzen. Trifft diese Hypothese zu, dann gewinnen jene „Punkte“, die schon während des Diktats gesetzt wurden, umso größere Bedeutung für die Gliederung der brieflichen Rede.

Auf Schillers Kritik des Dramenfragments *Elpenor* (25.6.1798, Nr. 473), um die ihn Goethe gebeten hatte, ohne aber seine Autorschaft zu nennen, reagierte Goethe zu Beginn des folgenden Briefes sichtlich bewegt (28.6.1798, Nr. 474): „Zufälligerweise, oder vielmehr weil ich voraus-

setzte Sie wüßten daß Elpenor von mir sey, sagte ich es nicht ausdrücklich im Briefe, nun ist es mir um so lieber, da dieses Product ganz rein auf Sie gewirkt hat es können ungefähr 16 Jahre seyn daß ich diese beyden Acte schrieb, nahm sie aber bald in Aversion und habe sie seit 10 Jahren gewiß nicht wieder angesehen.“ (Nr. 474, Herv. A. N.) Hierauf schließen sich zwei Sätze, die bereits im Diktat in ihrer Einheit existiert haben; Goethe muss also dem Schreiber ausdrücklich die Satzenden genannt haben. Bedenkt man, dass Schillers Kritik bei manchem Lob doch recht hart ausfiel („dilettantisches Product“, „gewisse Weiblichkeit der Empfindung“), verweisen die beiden Sätze auf genaue Überlegung des Ausdrucks und eine reflexive Unterbrechung des Redeflusses: „Ich freue mich über ihre Klarheit und Gerechtigkeit, wie so oft schon, also auch in diesem Falle. Sie beschreiben recht eigentlich den Zustand in dem ich mich befinden möchte und die Ursache, warum das Product mir zuwider war, läßt sich nun auch denken.“ (Ebenda)⁴ Neben solcher emotionalen Codierung hat die bereits im Diktat erfolgte Satzmarkierung auch eine bloß gliedernde Funktion. Im selben Brief wechselt Goethe das Thema auf zwei Gedichte von Schlegel: „Hierbey zwey kleine Gedichte von Schlegel.“ (Ebenda)

Die wenigen Beispiele deuten auf einen bewussten Umgang Goethes mit der Zeichensetzung hin, die zu seiner Zeit noch nicht standardisiert war, sondern deren Verwendung freier in der Hand des Autors lag. Gerade wegen ihrer fehlenden allgemeinen Regulierung wird Goethe eine bedeutsame Praxis der schriftlichen Redeordnung wie die Zeichensetzung nicht dem Schreiber überlassen haben.

An diesem Ort konnte nur auf das Phänomen hingewiesen werden, das die „diplomatische Wiedergabe“ der Briefe erst sichtbar macht. Gleichwohl könnte seine genaue Bedeutung erst in einer umfassenden Analyse erschlossen werden, so dass die Überlegungen im Rahmen der Rezension vorläufig verbleiben und als Anregung für eine intimere Auseinandersetzung dienen mögen.

Neben dem vorgestellten Aspekt, den die neue Ausgabe des Briefwechsels demonstriert, bringt sie vereinzelt neue Erkenntnisse, etwa hinsichtlich Goethes Titelgebung. Im Winter 1804/05 diktierte Goethe seine Übersetzung von Diderots *Le neveu de Rameau*. Zunächst (am 21.12.1804)

sprach Goethe vom ‚Dialog‘ und ‚Gespräch‘ (Nr. 987). Am 14.1.1805 bezeichnete er Diderots Satire als „Rameau's Vetter“ (Nr. 992), einen Monat darauf, im Brief vom 24.2.1805 streicht er ‚Vetter‘ zu ‚Neffe‘ (Nr. 1001).

Der zweite Band versammelt Informationen, die den Briefwechsel historisch verständlich machen möchten, darunter Anmerkungen zur Überlieferung und Datierung der Briefe (II, S. 7–181), einen kurzen Beitrag zur Geschichte des Briefwechsels (II, S. 186–194), ein Fremdwortverzeichnis, ein Verzeichnis samt Register zu den von Schiller und Goethe herausgegebenen Periodica, eine hilfreiche Zeittafel mit den wichtigsten Daten und Ereignissen, die das Verhältnis zwischen Goethe und Schiller charakterisieren, sowie ein umfangreiches Register. Der eigentliche Kommentar beschränkt sich auf die in den Briefen genannten Personen und ihre Schriften. Verzichtet wurde auf einen Forschungsüberblick zum Briefwechsel.

Die Freundschaft zwischen Goethe und Schiller kann nunmehr auf einer den Quellen nahen Textbasis studiert werden. Zudem sind beide Bände hinsichtlich der Bindung, des Satzes und des Papiers sehr ansehnlich geworden.

Anmerkungen

- 1 Auch die textkritische Ausgabe Wilhelm Vollmers (1881) griff in Orthographie und Interpunktions der Briefe ein, vgl. Oellers' Bericht *Zur Geschichte des Briefwechsels* (II, S. 192 f.).
- 2 Zum Diktieren Goethes vgl. Paul Knauth: Goethes Sprache und Stil im Alter, Leipzig 1898, S. 113 und Georg Rausch: Goethe und die deutsche Sprache, Leipzig, Berlin 1909, S. 42 ff., 96 f.
- 3 Zur Zeichensetzung bei Goethe vgl. Jürgen Stenzel: Zeichensetzung. Stiluntersuchungen an deutscher Prosadichtung: Neukirch, Wieland, Goethe, Kleist, Brentano, Stifter, Raabe, Thomas Mann, Döblin, Göttingen 21970.
- 4 Schiller antwortet noch am selben Tag (Nr. 475) mit seiner Überraschung, *Elpenor* sei von Goethe und wendet dann sein Urteil in ein indirektes Lob: „Uebrigens ist es für die Geschichte Ihres Geistes und seine Perioden ein unschätzbares Document, das Sie ja in Ehren halten müssen.“

Alexander Nebrig

Humboldt-Universität zu Berlin

Philosophische Fakultät II

Institut für deutsche Literatur

D-10099 Berlin

DETLEF KREMER (Hrsg.)

E. T. A. Hoffmann. Leben – Werk – Wirkung (Reihe: *de Gruyter Lexikon*), Verlag Walter de Gruyter, Berlin, New York 2009, 666 S.

Das Schaffen E. T. A. Hoffmanns im Schnittfeld der sein Werk prägenden Einflüsse, Konzepte und Tendenzen panoramatisch darzustellen, stellt eine besondere Herausforderung dar, denn zu berücksichtigen ist hier nicht nur ein weitläufiges literarisches Umfeld, sondern zudem ein musikalisch-musikästhetisches, ein juristisches und ein naturwissenschaftlich-medizinisches. Und es gilt nicht nur, die Bedeutung dieser verschiedenen Wissensdiskurse für Hoffmanns literarisches Œuvre herauszuarbeiten, sondern zudem sein musikalisches Schaffen und seine zeichnerischen Arbeiten angemessen zu berücksichtigen und in ihrer Beziehung zum literarischen Schaffen zu beleuchten. DETLEF KREMERs Hoffmann-Handbuch wird diesen mehrfachen Ansprüchen auf überzeugendste Weise gerecht. Es repräsentiert bezogen auf die vielfältigen Teilbereiche des Wis-

sens über Hoffmann, seine Biographie und sein Wirken in beeindruckender Breite den aktuellen und avanciertesten Stand wissenschaftlicher Erkenntnisse und geht zudem in einer ganzen Reihe von Beiträgen über deren Darstellung noch hinaus, als es neue Perspektiven auf Hoffmann eröffnet und bisher unterbelichtete Zusammenhänge sichtbar macht. Zur Realisierung des interdisziplinären Unternehmens wurden Vertreter verschiedener Fachdisziplinen (Literatur-, Musik- und Rechtswissenschaft) herangezogen, souverän koordiniert durch den Herausgeber. Obwohl in einer Reihe mit dem Titel *Lexikon* erschienen, handelt es sich nicht um ein (alphabetisches) Lexikon, sondern um ein in Sachgebiete gegliedertes Handbuch (das mit einem die Navigation erleichternden Namenregister endet). Ein praktischer alphabetisch-lexikographischer

Teil zu Bekannten und Zeitgenossen Hoffmanns ist aber dem Kapitel zur Biographie angefügt (D. Kremer); alphabetisch organisiert ist ferner auch Teil IV des Handbuchs (s. u.).

Gegliedert ist das Handbuch in fünf Teile. Der erste gilt Hoffmanns Leben. Detailliert zeichnet HARTMUT STEINECKE hier den Werdegang des Mehrfachtalents Hoffmann nach. Der umfangreiche zweite Teil gilt dem literarischen, diskursiven und poetologischen Kontext, in dem Hoffmanns Werke entstanden. Ein Kapitel zu „Hoffmanns literarischen Traditionen“ umreißt die vielfältigen Lektüreerfahrungen Hoffmanns, die insgesamt zu einer komparatistischen Perspektive einladen (FRANZ LOQUAI). Das folgende Kapitel über die „Frühromantische Theorie der Literatur“ bietet eine kompakte und konzise Heranführung an zentrale Konzepte der Frühromantiker („Progressive Universalpoesie“; Romantische Ironie; Fragment; Heterogenität und Metamorphose; Selbstreflexion und Imagination); es wird dem Leser nicht nur bei der Beschäftigung mit Hoffmann hilfreich sein, sondern kann auch als grundlegende Einführung in die romantische Poetik gelesen werden (D. Kremer). Analoges gilt für die anschließenden Kapitel zu den für Hoffmanns literarisches Œuvre stimulierenden und inhaltlich-thematisch prägenden Wissensdiskursen seiner Zeit. Die jeweils eigenständigen Kapitel bieten nützliche Orientierung bezogen auf romantische Literatur insgesamt: über romantische Psychologie (HANIA SIEBENPFEIFFER), romantische Medizin und Psychiatrie (FRIEDHELM AUHUBER), Romantische Naturphilosophie (JÜRGEN BARKHOFF) und Romantische Sprachphilosophie (STEFAN WILLER).

Der dritte und Haupt-Teil des Handbuchs gilt Hoffmann als Autor, wobei neben dem literarischen Werk auch Briefe und Tagebücher behandelt werden. Den literarischen Texten sind jeweils eigene Kapitel zugeordnet. Sie werden ergänzt durch separate Kapitel zu den Sammelwerken, die ja als komponierte Arrangements tatsächlich noch einmal eigene Fragen aufwerfen und durch Rahmendialoge ein eigenes Profil gewinnen: *Fantasstücke in Callot's Manier* (CLAUDIA STOCKINGER), *Nachtstücke* (THOMAS WEITIN), *Die Serapions-Brüder* (UWE JAPP).

Die Kapitel zu den Einzelwerken informieren über Inhalt und Aufbau, Entstehungs- und Wirkungsgeschichte der Texte und verfolgen darüber

hinaus exemplarisch interessante Interpretationsansätze. So akzentuiert z. B. UWE WIRTH im Kapitel zu *Der goldene Topf*, anknüpfend an einschlägige Forschungen, auf aspektreiche Weise die Signifikanz des Motivkomplexes um Schreiben und Schrift. DETLEF KREMERS Interpretation zu *Des Veters Eckfenster* gewinnt diesem späten Text eine Vielzahl von Aspekten ab, unter dem er als Auseinandersetzung eines Autors mit dem eigenen Tun gelesen werden kann. Auch die übrigen werkbezogenen Kapitel bieten neben Daten zu Text, Textgenese und Deutungsgeschichte auf der Basis des aktuellen Forschungsstandes jeweils konzise und anschlussfähige Lektüren – zu *Ritter Gluck* (ARNO METELING), *Nachrichten von den neuesten Schicksalen des Hundes Berganza* (C. Stockinger). Der Magnetiseur (H. Siebenpfeiffer), *Der goldene Topf* (U. Wirth), *Die Abenteuer der Sylvester-Nacht* (BETTINA SCHÄFER), *Prinzessin Blandina* (STEFAN SCHERER), *Der Sandmann* (CLAUDIA LIEB), *Ignaz Denner* (Th. Weitin), *Die Jesuiterkirche in G.* (ALEXANDRA HEIMES), *Das öde Haus* (C. Lieb), *Das Majorat* (HARTMUT MANGOLD), *Seltsame Leiden eines Theater-Direktors* (B. Schäfer), *Klein Zaches* (ERIC ACHERMANN), *Haimatochare* (B. Schäfer), *Die Marquise de la Pividriere* (E. Achermann), *Prinzessin Brambilla* (St. Scherer), *Rat Kespel* (WERNER KEIL), *Die Bergwerke zu Falun* (ALEXANDRA HEIMES), *Nußknacker und Mausekönig* (A. Heimes), *Doge und Dogaresse* (A. Heimes), *Meister Martin der Käifner* (D. Kremer), *Das fremde Kind* (B. Schäfer), *Das Fräulein von Scuderi* (Th. Weitin), *Die Königsbraut* (ANDREAS KILCHER, MYRIAM BURKHARD), *Die Automate* (W. Keil), *Die Irrungen/Die Geheimnisse* (MARCO LEHMANN), *Die Doppelgänger* (CHRISTOPH KLEINSCHMIDT), *Der Elementargeist* (A. Kilcher, M. Burkhard), *Meister Floh* (F. Auhuber), *Des Veters Eckfenster* (D. Kremer), *Der Feind* (St. Willer). – Herzstücke dieses Teils sind die Ausführungen zu den Romanen (*Die Elixiere des Teufels, Lebens-Ansichten des Katers Murr*), die der Herausgeber Kremer selbst vorstellt.

Das musikalisch-musikästhetische Werk Hoffmanns wird von musikwissenschaftlicher Seite erschlossen. Jeweils ein instruktives und informatives Kapitel gilt den musikalischen Schriften und Rezensionen Hoffmanns (GERHARD ALLROGGEN) sowie dem musikalischen Werk (W. Keil). Ebenso berechtigt und aufschlussreich wie die ausführliche Berücksichtigung dieser Facette von Hoff-

manns Produktivität – die, wie Allroggen und Keil zeigen, mit der literarischen Arbeit eng verknüpft sind – ist die Einbeziehung der Briefe und Tagebücher (F. Auhuber) und des juristischen Wirken (H. Mangold). Auch von hier aus eröffnen sich wichtige Perspektiven auf den poetischen Autor Hoffmann.

Ein eigenständiger vierter Teil des Handbuchs hat enzyklopädischen Charakter. Hier wird Hoffmanns Schaffen am Leitfaden zentraler Begriffe und ästhetisch relevanter Themen erschlossen; diese beziehen sich auf rekurrente Kernthemen Hoffmanns ebenso wie auf strukturelle Merkmale seiner Texte und literarisch-rhetorische Strategien. Sinnvoll ist eine solche werkgrenzenübergreifende Hoffmanns-Enzyklopädistik schon darum, weil dessen Texte ja untereinander auf thematischer Ebene eng vernetzt und einander durch wiederkehrende Rückgriffe auf darstellerische Mittel durch mannigfaltige Ähnlichkeiten verbunden sind. Auch dieser Teil des Handbuchs wird, bei aller Konzentration auf Hoffmann, auch im Zusammenhang anderer Studien – insbesondere zur romantischen Literatur – nutzbringend zu konsultieren sein. Die behandelten Stickworte geben dies schon zu erkennen: Arabeske; Automaten; Doppelgänger; Fragment; Herausgeberfiktion; Ironie/ Humor; Groteske und Pathos; Identität/Ich-Auflösung; Identität, verschobene und nicht-identische; Identität, verweigerte; Kindheit als Trauma; Künstler/Außenseiter; Magnetismus/Mesmerismus; Metamorphose; Phantastik; Phantastik und Alltäglichkeit; Philister und gemeines Leben; Poetik des Konjunktivs/Leseransprache; Selbstreflexion; Serapontik; Text-Bild-Relationen; Text-Musik-Relationen; Tier-Mensch-Kreuzungen; Traum und Rausch; Wahnsinn; Wiederholung.

Der fünfte Teil des Handbuchs stellt die Rezeptionsgeschichte Hoffmanns dar, gegliedert in jeweils ein Kapitel zur literarischen Rezeption im 19. sowie in der Neuromantik des frühen 20. Jahrhunderts; JÖRG MARQUARD, A. Kilcher, D. Kremer), zu Hoffmanns Wirken im Film und in der Literatur nach 1945 (ARNO METELING) und zu

Grundzügen der Hoffmann-Forschung (D. Kremer). Im Bereich der Rezeptionsgeschichte wird notgedrungen selektiv verfahren; dafür enthält dieser Teil eine anregende Studie zur Bedeutung Hoffmanns für Meyrink. – Das Literaturverzeichnis bietet neben Angaben zu Hoffmann-Ausgaben und Bibliographien einen umfangreichen bibliographischen Teil zur Hoffmann-Forschungsliteratur.

Die Verfasser der Kapitel erweisen sich durchgängig als Spezialisten für das hier vertretene Arbeitsgebiet. Eine ganze Reihe von Beiträgen stammt von Detlef Kremer, mit dem die Hoffmann-Forschung (und nicht nur diese) in diesem Jahr einen ihrer wichtigsten Vertreter verloren hat. Die Beiträge selbst lassen sich – unabhängig von ihrer Einbettung in die Gesamtarchitektur des Lexikons – auch als selbstständige Abhandlungen lesen. Für eine (zu erwartende) Neuauflage des Lexikons sei angeregt, sie auch im Inhaltsverzeichnis schon namentlich zu nennen und nicht erst am jeweiligen Kapitelende; dies wäre der kompetenten wissenschaftlichen Autorschaft der Verfasser angemessen; ebenso zu empfehlen wäre eine Überarbeitung der unter den einzelnen Abschnitten angefügten bibliographischen Angaben.

Insgesamt ist das Hoffmann-Handbuch ein „Muss“ für jeden, der sich mit diesem Autor befasst, da es den Stand der Einsicht darstellt (und partiell selbst schafft), an den man fortan anzuschließen hat. Das Handbuch wird das intellektuelle Vergnügen an der Auseinandersetzung mit diesem faszinierenden Autor gewiss auch stimulieren, schon weil die Zusammenstellung so vielfältigen Hoffmann-Wissens den Weg für weitere Fragestellungen und Forschungen ebnet.

Monika Schmitz-Emans
Ruhr-Universität Bochum
Lehrstuhl für Allgemeine und
Vergleichende Literaturwissenschaft
Universitätsstr. 150
D-44780 Bochum

JOHANNES RÖSSLER

Poetik der Kunstgeschichte. Anton Springer, Carl Justi und die ästhetische Konzeption der deutschen Kunsthistorischen Akademie Verlag, Berlin 2009, 419 S.

Die Stunde historischer Selbstbesinnung innerhalb wissenschaftlicher Disziplinen ist, so scheint es, spätestens dann gekommen, wenn die Dinge unaufhaltsam in Bewegung geraten sind. Die hiermit verbundene Erwartung ist genauso einfach wie grundlegend: Im besten Fall können retrospektive Erkundungen zu den Formierungsphasen einer Disziplin und der Genese ihrer Fragestellungen prospektiv, für künftige Orientierung also, gewendet werden. Gewiss kein Zufall ist es daher, dass die Geschichte der Kunstgeschichte in den zurückliegenden Jahren und nun beinahe schon Jahrzehnten ein besonders prominenter Gegenstand des wissenschaftsgeschichtlichen Interesses gewesen ist. Denn so oft (und überdies auch zurecht) wurde betont, dass es die Kunsthistorische Akademie bereits seit Gottfried Semper, Julius von Schlosser, Aby Warburg oder Erwin Panofsky gewöhnt ist, ihren Gegenstand weit über einen sehr schmalen Höhenkamm europäischer Hochkultur hinaus zu suchen. Die mit dem Anspruch einer interdisziplinären Bildwissenschaft sich zusehends einstellende Herausforderung ist groß genug, um zu mehr als einer bloß beiläufigen Diskussion über Methoden und Selbstverständnis Anlass zu geben.

Doch wie entscheidend zuletzt die Konzeption eines Faches von der Profilierung der wissenschaftlichen Darstellungsmittel abhängt, wird erst dann ersichtlich, wenn man die Historiographie einer Disziplin als ein dezidiert poetologisches Unternehmen ernst zu nehmen bereit ist. Die Pointe von JOHANNES RÖSSLERS umfassender Untersuchung zur *Poetik der Kunstgeschichte* ist eben dies: Formen der Diskursivierung zu finden, die für den Untersuchungsgegenstand eines Faches sensibel sind, heißt stets zugleich auch, einen wissenschaftlichen Standpunkt definieren, einnehmen und behaupten zu können. Mit dem seiner Studie vorangestellten Dreisatz von „theoretischer Prämisse, methodischer Anwendung und sprachlicher Form“ (S. 3) hat Rößler ein scharfes Instrument gewonnen, um anhand der literaturwissenschaftlichen Analyse kunsthistorischer Textmodelle auf einen epistemologischen Horizont

und damit die Problemgeschichte eines ganzen Faches schließen zu können. Erst recht aber die hierbei unternommene Positionierung der Kunstgeschichte im geistesgeschichtlichen Gelände von philosophischer Ästhetik und Geschichtsschreibung, Literaturwissenschaft und Kulturge schichte unterstreicht den hohen Wert der von Rößler unternommenen Untersuchung.

Angesichts der raschen Institutionalisierung der Kunstgeschichte im 19. Jahrhundert und nicht zuletzt auch aufgrund der für eine an Bildmedien interessierten Disziplin grundlegenden mediengeschichtlichen Entwicklungen dieser Zeit ist eine solches Vorhaben, streng genommen, uferlos. Und nur zwei Auswege aus der nicht überschaubaren Masse von Quellen und Zeugnissen scheinen tatsächlich gangbar zu sein: Entweder zeichnet man in sehr großzügiger Strichführung, gewissermaßen im Handbuchstil, die groben Umrisse allgemeiner Entwicklungen und Tendenzen nach oder aber man greift zu einem sehr feinen Pinsel und versucht anhand exemplarischer Analysen ein größeres Ganzes aufzuscheinen zu lassen. Rößlers Wahl fiel auf die zweite Option, und es sind hierbei zwei präzise gegeneinander konturierte Protagonisten der deutschen Kunstgeschichtsschreibung des mittleren und späten 19. Jahrhunderts, die einer paradigmatisch orientierten Befragung unterzogen werden: zum einen Anton Springer (1825–1891), der 1860 als erster ordentlicher Professor für Kunstgeschichte in Bonn auf einen Lehrstuhl berufen worden ist, daher als eine Gründungsfigur des Faches apostrophiert wird und als Autor seines *Handbuchs zur Kunstgeschichte* über Jahrzehnte einflussreich blieb, und zum anderen Carl Justi (1832–1912), der nicht allein als „einer der bedeutendsten Vertreter der Kunstgeschichtsschreibung in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts“ (S. 185), sondern auch als einer der am meisten gelesenen gelten kann.

Mit Springer und Justi stehen Autoren im Mittelpunkt von Rößlers Interesse, die jene „Kunstgeschichte mit Namen“ zu schreiben sich vor nahmen, gegen die erst am Ende des Jahrhunderts

in folgenreicher Weise opponiert werden wird. Kein Zufall also, dass für die Frage nach der Ausbildung einer disziplinären Poetik das biographische Genre von besonderem Interesse sein muss, selbst wenn Rößler ganz ausdrücklich keine solche Gattungsgeschichte zu schreiben beabsichtigt (vgl. S. 7).

Im Fall Springers heißt dies vor allem, den Blick auf die erstmals 1878 erschienene Doppelbiographie *Raffael und Michelangelo* richten zu müssen. Ein solcher Buchtitel zeigt deutlich genug den anhaltenden Einfluss von Plutarchs Strukturmodell der Parallelbiographie an, und doch ist gerade dies Springers Idee nicht. In überzeugender Weise deutet Rößler dieses Buch als eine kontinuierliche Arbeit an der Geltung ästhetischer Systeme, die nicht in erratischer Autonomie nebeneinander gestellt, sondern vielmehr erzählerisch miteinander verwoben werden. In einem überraschenden Vergleich mit Goethes *Wilhelm Meister* und Gustav Freytags denkwürdigem Erfolgsroman *Soll und Haben* nähert sich Rößler der poetischen Faktur von Springers Buch, als sei es ein Roman: „Mit dem Kunstmittel einer alternierenden Handlungsführung und der kontrastierenden Anordnung mehrerer, in ihrer Charakterzeichnung repräsentativ wirkenden Hauptfiguren wird die [...] Kulturgeschichte in einen narrativen Prozeß überführt.“ (S. 169) Dass die hierbei entfaltete Deutung der Renaissance immer schon politisch imprägniert ist, wird nicht allein an der für Springers Person rekonstruierten Verbindung von Nachmärz, hegelianischem Geschichtsmodell und kunsthistorischer Ästhetik deutlich, sondern schließlich auch an jenem gesellschaftlichen Horizont des Deutschen Kaiserreichs, der die Konstitutionsphase der Kunstgeschichte als akademischer Disziplin in entscheidender Weise umfängt. Jedenfalls sieht Rößler in Springers Versuch einer Aufhebung ästhetischer Antipoden im Medium wissenschaftlicher Narration nicht weniger als ein „politisches Vermächtnis“ zur „Aussöhnung der Parteien“ im eben entstehenden deutschen Nationalstaat (S. 182).

Zehn Jahre darauf, im Drei-Kaiser-Jahr 1888, veröffentlichte Justi mit seiner Monographie *Diego Velazquez und sein Jahrhundert* eine kunsthistorische Studie, deren erstaunlicher publizistischer Erfolg selbst heute noch anhält. Mit guten Gründen kann man darüber nachdenken, ob dies

gerade jenem Umstand geschuldet sein mag, der gegenüber Justis literarischem Verfahren bereits seinerzeit als „Vorwurf des Verlusts wissenschaftlicher Distanz“ (S. 186) formuliert worden ist: Die von ihm verfolgte Künstlerbiographik sieht sich zu einem panoramatischen Epochembild des spanischen „Siglo de Oro“ geweitet und erschöpft sich hierbei gerade nicht in der nüchternen akademischen Analyse historischer Fakten. Treffend pointiert Rößler Justis kunsthistorische Darstellungspraxis als ein „Pasticcio“ (S. 234), das Faktisches und Fiktionales gleichermaßen in sich aufzunehmen in der Lage ist, um im Ganzen einem Modell der „Vergegenwärtigung von Vergangenheit“ (S. 329) zuzuarbeiten. Kunstgeschichte, heißt dies, wird hier als ein Projekt greifbar, das in ganz wesentlicher Weise an die Leistungen der Imagination appelliert. Das literarische Spiel mit den Möglichkeiten von „auktorialen Eingriffen, Szenen, Wertungen und Gegenwartsbezügen“ (ebenda) macht die subjektive Position des Kunsthistorikers nicht allein sichtbar, sondern als Ausgangspunkt aller Analysen nachdrücklich verständlich. Gewonnen ist hierin jedoch, so Rößlers originelle Interpretation von Justis Erfolgsbuch, die Möglichkeit eines impliziten Kommentars, der sich auf dem Weg der Ironisierung vom Pathos gründerzeitlicher Geschichtsbilder zu distanzieren versteht.

Heinrich Wölfflins Programmwort von der „Kunstgeschichte ohne Namen“ und nicht zuletzt die sich zur Jahrhundertwende ereignende methodologische Eruption, wie sie die Wiener Schule herbeigeführt hat, wirken mit guten Gründen noch heute in der kunsthistorischen Lehr- und Forschungspraxis nach. Und vieles spricht dafür, auch die sehr viel jüngeren Projekte eines bildwissenschaftlichen Interesses in diese Genealogie einreihen zu können. Mit Rößlers *Poetik der Kunstgeschichte* hingegen verbindet sich das Plädoyer, den Blick sehr viel weiter zurück zu richten auf jene Zeit, in der sich die Kunstgeschichte als akademische Disziplin formierte und die vor allem durch eine Ablösungsbewegung von philosophischer Ästhetik und Theologie geprägt war. Überzeugend profiliert Rößlers überaus gründlich recherchierte, indes ein wenig zu komplex konstruierte Studie, dass gerade das heute außer Kurs geratene Darstellungsmodell der Künstlerbiographik einen wesentlichen Anteil an der Ent-

wicklung eines spezifisch kunstwissenschaftlichen Projekts von Geschichtsschreibung hatte. Er schöpft es sich doch – jedenfalls bei den umsichtigen, methodenreflexiven Autoren dieses Genres – gerade nicht im positivistischen Biographismus, sondern bereitet jener „integrative[n] Verbindung von Leben, Werk und kulturhistorischem Kontext“ (S. 339) den Boden, die von einer kriti-

chen Kunstgeschichte noch immer zu Recht erwartet wird.

Steffen Siegel

Friedrich-Schiller-Universität Jena
Forschungszentrum Laboratorium Aufklärung
Bachstraße 18k
D-07743 Jena

FRANZ HÄUSER (Hrsg.)

Die Leipziger Rektoratsreden 1871–1933, 2 Bde., Verlag Walter de Gruyter, Berlin, New York 2009, 1795 S.

Reform(ations)-Tage. *Luoghi d'oro* aus Leipzigs Rektorat: „Das Problem ‚Hochschule und Politik‘ ist so umstritten, so brennend wie noch nie.“¹

Würdig. Das ist die erste Assoziation zu dieser besonderen Edition, gleich gefolgt von der Erinnerung an die 20-bändige Brockhaus-Ausgabe mit Goldschnitt. Zufall? Jedenfalls geht's auch hier um Leipzig; kein Goldschnitt zwar, doch goldene, deutlich gestanzte Lettern auf schlichtem Rotbraun mit dem Güte-Siegel „WdeG“. Geballt hüten zwei schwere Bände gewogene Worte – *luoghi d'oro* einer Universität: die Leipziger Rektoratsreden.

Es sind Kommentare aus dem universitären Raum zu sechs Jahrzehnten voller Aufregungen und Nachwirkungen von deutscher Reichsgründung, Krieg und Revolution bis zur demokratischen Republik – samt ihrer Preisgabe. Das breite Resultat der jährlichen Amts-Wechsel am jeweiligen Reformationstag zwischen den Grenzmarken 1871 und 1933 konnte sich hören und kann sich sehen lassen: 62 Antrittsreden und 63 resümierende Jahresberichte, umrahmt von vorangestellten Texten und beschlossen von einem knapp 70 Seiten langen Registerapparat (unkommentierte Personen-, Orts- und Sachregister). Das Geschenk akademischer Beredsamkeit pünktlich zum 600-jährigen Bestehen der Universität umfasst beinahe 1.800 Seiten, verteilt auf zwei Bände (Bd. I: Die Jahre 1871–1905; Bd. II: Die Jahre 1906–1933), und ergänzt glücklich weitere Projekte und Publikationen, die schon andernorts begonnen wurden² oder zeitgleich zu diesem Anlass entstanden sind.³

Das erste oder vielmehr das Vor-Wort gehört dem derzeitigen Rektor – und es gilt passenderweise dem „Rektor als Redner“. Hier erfährt man etwas über Geschichte, Überlieferung und Bedeutung der Reden, über die (Wieder-)Entdeckung einer kasuellen Gattung für die Wissenschaftsgeschichte, über die Funktion und korporative Auswirkung dieser Tradition, über die heute offenbar unzeitgemäße und doch so wünschenswerte Konzeption einer Volluniversität, über den Vermittlungsauftrag von Wissenschaft(en) für eine Gesellschaft. Der einmalige Fund dieser seit 1871 gedruckten Reden seiner Vorgänger war beim Herausgeber FRANZ HÄUSER gut aufgehoben, und aus nachvollziehbaren Erwägungen gelangten nicht alle Reden zum Abdruck: bis auf eine Ausnahme blieben die Zeugnisse der NS-Zeit ausgeklammert und einer historisch-kritischen Bearbeitung vorbehalten. Nur der letzte Jahresbericht hebt beängstigend schlicht unter neuem Vorzeichen an: „Das vergangene Rektoratsjahr stand ganz im Wehen der politischen Ereignisse. Am 8. März wurde auf der Universität die Hakenkreuzfahne gehisst.“ (Hans Achelis, *Kirchengeschichte und christliche Archäologie*, S. 1681). Die vorliegende Edition möchte die früheren Zeugnisse für sich bzw. für eine „Blütezeit“ der Universität sprechen lassen (S. 3). Zu diesem Zweck unternahm JENS BLECHER, der vor etlichen Jahren bereits die Leipziger Universitätsjubiläen als „konstituierende Elemente der geschriebenen Erfolgsgeschichte“⁴ enthüllte, eine einführende historische Kontextualisierung und informiert umfassend über die bedeutende (und wechselhafte) Geschichte der

Leipziger Universitätsrektoren und deren Amt seit Bestehen der Universität. Der Überblick des verzierten Historikers vom Leipziger Universitätsarchiv reicht bis 1933 und bietet anhand klug gewählter Hinweise und Hintergrundinformationen auf allen Ebenen (institutionell, politisch, rechtlich, personal) eine für Universitätshistoriographische Arbeiten nützliche Grundlage. Die nun folgende Quellenedition verantwortet MARCEL KORGE; auch er publizierte schon andernorts, inzwischen als Mitarbeiter eines der frühesten wissenschaftshistorischen Institute,⁵ über den Wert der Rektoratsreden⁶.

Diese (wissenschaftliche) Edition bietet keinen diplomatischen Abdruck, auch handelt es sich nicht um eine textkritische Edition, d. h. es gibt keine normierten Datensätze oder Kommentare, die über ergänzende Porträtfotos und hinzugefügte Lebensdaten hinausreichen. Tauchten Fachrichtung und Lehrauftrag in der Vorlage nicht auf, so fehlen sie auch hier. Es scheint unbillig, angesichts der enormen Arbeitsleistung weitergehende Wünsche zu äußern, zumal im Vorwort auf den begrenzten Platz verwiesen wurde, dennoch sollen wenigstens zwei genannt sein. Hilfreich wäre es gewesen, (1.) im Inhalt genauere Bezeichnungen des Lehrgebiets der Rektoren anzugeben sowie Vortrags-Titel (die den Reden nicht immer voranstanden) zumindest dem Gegenstand nach zu vervollständigen, um die Informationen für einen schnellen Zugriff verfügbar zu machen und gezielte Interessen bedienen bzw. Erwartungen wecken zu können; (2.) fremdsprachige, an exponierter Stelle stehende Zitate v. a. aus dem Griechischen zu übersetzen. Doch das sind Kleinigkeiten. Der Fokus dieser wichtigen Edition lag eben auf der Bereitstellung des vollständigen O-Tons der verschiedenen Erzähler-Stimmen. Und in ihrem Nachvollzug gelingt es tatsächlich, der Vergangenheit die zwischen den Seiten 37 und 1723 enthaltene(n) Geschichte(n) zu entlocken.

Die Ereignisse der Leipziger Academia rauschen spannungsreich an einem vorüber: Ergreifend sind die Stellungnahmen in der Kriegszeit, etwa zu den gefallenen Studierenden angesichts der großen Ehrentafeln: „jede kleine Zeile eine Welt von zerschlagenem Glück und vernichteten Hoffnungen“ (Albert Köster, *Neuere deutsche Sprache u. Literatur*, 1914/15, S. 1098); faszinie-

rend die Ruhe, die 1919 ein unerschrockener Rektor in brenzlichen Momenten von Revolution, Generalstreik und gegenüber dem Eindringen einer aufgebrachten und armierten Menge in das Universitätsgebäude bewahrte – sämtliche Hergänge sind protokollarisch dokumentiert, um, wie bereits ein 1914 angelegtes Kriegsarchiv (S. 1097), „dem dureinstigen Geschichtsschreiber der Universität [...] ein ausgiebiges und manchmal wohl nicht ohne Heiterkeit zu lesendes Material“ zu überliefern (Rudolf Kittel, *Alttestamentler*, 1917–1919, S. 1216); anerkennenswert ist das Engagement von Rektor, Universitätsmitgliedern, Bevölkerung in ärgster wirtschaftlicher Not, in Zeiten der Preisteuerung und Inflation zur Unterstützung der Seminare und der Studierenden; bedrückend die ausweglos erscheinende (geistig) isolierte Situation der 1920er Jahre, in denen Deutschland, ausgelöst durch außenpolitische Restriktionen und den Boykott der alliierten Akademien und des International Research Council, von der internationalen Wissenschaft abgekoppelt wurde, mit der drohenden Folge, dass „die deutschen Hochschulen aus Mangel an Mitteln allmählich einschrumpfen und geistig versumpfen. Man hat ja schon vom Abbau der Universitäten gesprochen“ (Erich Brandenburg, *Neuere Geschichte*, 1919/20, S. 1248); und schließlich erhebend die politisch aufrechte Haltung von einem, der Ende 1932 eine ideologische Umwandlung der Institution Universität nur unter Aufgabe ihres Wesens für möglich hielt, sich dagegen verwahrte und so eskalierende Konflikte mit nationalsozialistischen Studierenden riskierte. Sein Plädoyer ist hellsichtig wie aktuell: „man hüte sich vor dem Wahn, die Idee der wissenschaftlichen Wahrheit, die Idee der wissenschaftlichen Hochschule sei dadurch zu widerlegen, daß man die Menschen mundtot macht, die von ihr abzulassen nicht gewillt sind. In diesem Sinne darf, ja muß die Hochschule auch heute noch sich zu dem Vermächtnis bekennen, das die mit Platon anhebende Überlieferung ihr hinterlassen hat. Sie wird gerade dann am ‚gegenwärtigsten‘ sein, wenn sie dem, was bloß Augenblick ist, die Gefolgschaft verweigert.“ (Theodor Litt, *Philosophie u. Pädagogik*, 1931/32, S. 1680).

Selbstverständlich ist in diesen Reden nicht alles Gold, was zwischen den Zeilen hervorschimmert: Ein patriarchalischer Sprachgestus lässt sich

ebenso wenig erkennen, wie Männerbündelei, nationale Ethik und eine stabile Rangordnung; die Reaktion auf das früher als in Preußen eingeführte Frauenstudium, dessen Realität längst nicht die Blockaden in den Köpfen löste, wenn der Jahresbericht 1905/06 unverstellt den natürlichen gesellschaftlichen Unterschied der Geschlechter tradiert (Gerhard Seeliger, Historiker, 1905/06, S.891), gehört genauso dazu wie ideologische Verblendungen etwa bezogen auf die Kriegsschulfrage, von Reichsgründungstagfeiern ganz zu schweigen. Eine solche Blütenlese jener alten *universitas litteraria* taucht die im Vorwort reklamierte „Blütezeit“ schon in dieser geringen Auswahl in ein eher fragwürdiges Licht. Es sind rhetorische Formeln, ja, dennoch: Man ermüdet streckenweise an den Demutsbezeugungen intelligenter und origineller Geister, die den höchsten überirdischen und irdischen Mächten huldigen – bis die Einführung der Demokratie endlich zu einer nüchternen Rede erzieht. Und auch das besondere Verhältnis der Rektoren-Professoren zu dem vorgeblichen Zentrum all ihrer Bestrebungen, der Studierendenschaft, das sich etwa im Verständnis für die von Preußen aus auf die anderen deutschsprachigen Länder übergreifenden Studenten-Proteste für die akademische Lernfreiheit 1904/05 zeigte (Georg Rietschel, Theologe, 1904/05, S. 869), war freilich nicht durchgehend so ambitioniert und kameradschaftlich wie unter dem Rektorat von Karl Lamprecht, als über die erste deutsche Studentenverfassung, d.h. eine Gesamtvertretung von Korporierten, Nichtkorporierten und Freistudenten, abgestimmt wurde. Zumindest formal gehörte zu den stilistischen Anforderungen an die ‚Personalchromisten‘ (Lamprecht, Historiker, 1910/11, S. 1006) in Form von Charakterisierungen, Würdigungen und Einfach-, Doppel- oder gar Dreifach-Nekrologen auf Kollegen (z.B. Karl Binding, Rechtswissenschaftler, 1890/91, S.526.f.) auch immer das topische Dreieck vom Vertrauensverhältnis zwischen Rektor, Senat und den Studierenden. Den möglichen Wandel antizipiert 1919 ein Rektor überraschend, indem er zweifelnd seinen Bericht über die Studierenden einleitet: „Ob das heute noch zeitgemäß ist, mag dahinstehen; vielleicht sieht mancher die Zeit kommen, wo man eher ein Wort der Studenten über das Verhalten der Professoren erwartet.“ (Kittel, 1918/19, S. 1227)

Nicht zuletzt lesen sich viele dieser teils programmatischen Reden als unerwartet moderner Kommentar zur sensiblen Situation der Hochschulpolitik (vgl. bes. Lamprecht, 1910: *Die gegenwärtige Entwicklung der Wissenschaften, insbesondere der Geisteswissenschaften und der Gedanke der Universitäts-Reform*): von der Drohung, Einführung, Diskussion um Studiengebühren und akademische Lehr- und Lernfreiheit (Justus Hermann Lipsius, Klassischer Philologe, 1891, S. 540), über den Ruf nach Reformen einerseits und die pragmatische Feststellung: „Wissenschaft ist teuer“ andererseits (Georg Heinrici, Theologe, 1912, S. 1031) bis hin zur erhellenen Systematisierung eines disziplinär durchgebildeten wissenschaftlichen Kosmos (Rudolf Leuckardt, Zoologe, 1877: *Philosophie und Zoologie*, dessen Rede rezente Arbeiten vorwegzunehmen scheint⁷). Alles war schon ähnlich und eben doch sehr verschieden. Insofern stellt diese Zusammenschau von allgemeinverständlichen Fachvorträgen, Danksagungen, Leistungsbilanzen und Motivierungen, Beileidsbekundungen, Stellungnahmen und Preisverkündigungen unter den je fachspezifischen sowie unter allgemeinen hochschul- und bildungspolitischen, wissenschafts- und kulturgeschichtlichen Gesichtspunkten eine unermessliche Fundgrube dar. Wie sich die Universität zu offiziellen Anlässen als Ganzes präsentiert(e), so erschließen sich Bedeutung und Charakteristika der Reden, noch mehr der Jahresberichte, eigentlich erst in diesem Genre-Zusammenhang. Eine solche Universitätschronik, erstellt von den Mitgliedern der universitären Gemeinschaft, hat ohne Zweifel identitätsstiftenden Charakter. Entscheidend ist dabei der ‚Kniff‘, Fachgelehrte qua Amt, Tradition, repräsentative Verantwortung und Entscheidungsbefugnis aus der eigenen Disziplin herauszulocken und sie auf einen übergeordneten Standort zu verpflichten. Mit dem Staunen über die Modernität damaliger Vorstellungen (oder über das hohe Alter angeblich moderner) wächst der Respekt vor den Altvorderen und macht einer Bescheidenheit Platz, die sich mit der Aussage des Eröffnungsredners dieser Sammlung trifft: „die Geschichte der Gegenwart einer Universität vermag erst die Zukunft zu schreiben“ (Friedrich Zarncke, Deutsche Sprache und Literatur, 1871/72, S. 37).

Anmerkungen

- 1 Theodor Litt: Antrittsrede 31.10.1931 (II, S. 1670).
- 2 Vgl. die übergreifende Online-Bibliographie von Rektoratsreden unter <<http://www.historische-kommision-muencheneditionen.de/rektoratsreden/anzeige/index.php?type=universitaet&id=154>> (zuletzt: 9.12.2009).
- 3 Zu den Leipziger Vorlesungsverzeichnissen sowie Übersichten zum Personal und zu den Funktionsträgern <<http://www.uni-leipzig.de/unigeschichte/professorenkatalog/upload/rektoren-und-dekane.pdf>> (zuletzt: 9.12.2009).
- 4 Jens Blecher: Leipziger Universitätsjubiläen. Konstituierende Elemente der geschriebenen Erfolgsgeschichte. In: Ders.; G. Wiemers (Hrsg.): Universitäten und Jubiläen. Vom Nutzen historischer Archive. Frühjahrstagung der Fachgruppe 8: Archivare an Hochschularchiven und Archiven wissenschaftlicher Institutionen im Verband deutscher Archivarinnen und Archivare vom 18.3. bis 20.3.2003 in Leipzig, Leipzig 2004, S. 176–200; vgl. auch dies.: Die Universität Leipzig 1943–1992, Erfurt 2006.
- 5 Am 1906 gegründeten Karl-Sudhoff-Institut in Leipzig.
- 6 Vgl. Ortrun Riha, Marcel Korge: Von der Klinikfinanzierung bis zur Fachgeschichte: Rektoratsreden sind eine Fundgrube auch für spezielle medizinhistorische Fragestellungen. In: Erleuchtung der Welt. Sachsen und der Beginn der modernen Wissenschaften, Journal Universität Leipzig 4/2009, S. 6 f.
- 7 Vgl. den überraschend ähnlichen Zugriff in Peter Heuer: Art, Gattung, System. Eine logisch-systematische Analyse biologischer Grundbegriffe, Freiburg u. a. 2008.

Myriam Richter

Universität Hamburg
 Institut für Germanistik II
 Von-Melle-Park 6
 D–20146 Hamburg

HUBERT VAN DEN BERG, WALTER FÄHNDRERS (Hrsg.)

Metzler Lexikon Avantgarde, J. B. Metzler Verlag, Stuttgart, Weimar 2009, 404 S.

„Ein Panorama der ästhetischen Avantgarde des 20. Jahrhunderts“ (S. 1) zu eröffnen, ist der Anspruch dieses Kompendiums. Die Herausgeber HUBERT VAN DEN BERG und WALTER FÄHNDRERS, ausgewiesene Avantgarde-Experten, kategorisieren in ihrer Einleitung die 271 Lemmata dieses Panoramas in verschiedene Gruppen: über einzelne 1. Avantgarde-Bewegungen und Ismen, 2. Kunstgattungen: Gesamtdarstellungen der Avantgarde in den einzelnen Künsten („Architektur“, „Design“, „Musik“...), 3. Kunstformen und Kategorien der Avantgarde und der Avantgarde-Forschung (z. B. „Collage“, „Lautdichtung“, „Manifest“ bzw. „Abstraktion“, „Geschwindigkeit“, „Postmoderne“), 4. Länder, Regionen und Sprachen.

Über die Aufnahme einiger Gruppen und Strömungen – um mit der ersten Lemma-Kategorie zu beginnen – kann diskutiert werden. „Expressionismus“ oder „Symbolismus“ sind Vorläufer der Avantgarde, Prä- oder Semiavantgarden; die „Neue Sachlichkeit“ war in manchen Punkten antivanguardistisch, und auch der „Realismus“ wird der Avantgarde oft entgegengesetzt. Daneben stellt das Lexikon auch abseitige Gruppierungen vor wie

die „Guerilla Girls“ oder „Harlem Renaissance“. Entlegenes findet sich auch in der 4. Gruppe der Lemmata, wo man etwas über avantgardistische Strömungen in Irland, Island, Israel, Luxemburg oder den baltischen Ländern erfahren kann, ebenso über eine arabische und jiddische Avantgarde.

Der Umfang der einzelnen Lemmata entspricht in ihrem Verhältnis zueinander mitunter nicht der Bedeutung der behandelten Phänomene: so wenn dem „Tanz“ sieben Spalten gewidmet werden, dem „Surrealismus“ aber lediglich zweieinhalb oder „Ungarn“ zehn, den „USA“ dagegen nur sechs. Hier hätte man sich eine stärkere Steuerung durch die Herausgeber gewünscht.

Deren Einleitung bietet auf knapp 20 Seiten einen aufschlussreichen Einblick in Fragestellungen, Erkenntnisse und Theoretisierungsvorschläge der Avantgarde-Forschung und stellt darüber hinaus einen eigenen Ansatz vor, der für manche strittigen Punkte oder gar Aporien der Forschung als Vermittlungsvorschlag aufgenommen werden kann. Die Kernfrage dabei ist: Gibt es überhaupt eine Avantgarde angesichts der heterogenen Vielzahl von Gruppen und Strömungen, die als Avant-

garde klassifiziert werden oder selbst einen Avantgarde-Anspruch stellen? Die Herausgeber halten „an einem einheitlichen Avantgarde-Begriff [...] fest[], so umstritten dieser auch sein mag, insofern sich deutlich gemeinsame Charakterzüge (zugleich auch Widersprüche) der Avantgarde fixieren lassen“ (S. 1). Ihre Schlüsselbegriffe dafür sind ‚Projekt‘ und ‚Netzwerk‘. Als Netzwerk wird die Avantgarde „als ein Phänomen der sozialen Kohäsion und Gruppenbildung im kulturellen Feld“ gefasst, „auf der synchronen Ebene heterogen[.] und auf der Ebene der Diachronie sich wandelnd[] und wandernd[], letzten Endes aber doch einheitlich[]“ (S. 11); ihr gemeinsames Ziel: „eine neue Kunst bzw. eine künstlerische Alternative zur hegemonialen Kunst ihrer Zeit“ (S. 12). Van den Berg und Fähnders sehen dabei „die ‚historische‘ und die ‚Neo-Avantgarde‘ als zwei Hochkonjunkturen in einer und derselben Entwicklung“ (S. 11). Mit dem ‚Projekt Avantgarde‘ wird auf Habermas‘ „unvollendetes Projekt der Moderne“ von 1980 angespielt; im Gegensatz dazu (und zu Peter Bürgers wirkungsmächtiger *Theorie der Avantgarde* von 1974) wird aber die Geschichtteleologie dahinter verabschiedet, indem der Projekt-Begriff mit der frühromantischen Konzeption vom Fragment fundiert wird. „Anders als das auf Vollendung hin konzipierte Projekt der Moderne hat das ‚Projekt Avantgarde‘ ein aus der Zukunft schon in die Gegenwart hereingeholtes antizipatorisches Potential.“ (S. 15)

Konkretere Merkmale, „von denen dann angenommen wird, sie würden im Einzelnen oder in toto ‚die Avantgarde‘ ausmachen“, möchten Fähnders/van den Berg – im Gegensatz zu gängigen Theorien – nicht deduzieren. Mit ihrem Avantgarde-Begriff wollen sie der Gefahr eines Zirkelschlusses entgehen, der „nur aus dem, was man zuvor als Avantgarde definiert hat, wiederum die Kriterien ihrer Bestimmung“ ableitet (S. 15). Einen Grundzug geben sie aber doch an: „Transgression“ – die Überschreitung vorgegebener Grenzen auf den unterschiedlichsten Ebenen (Länder, Nationen, Kulturen und Sprachen, Kunstgattungen und -formen, Kunst und Nicht-Kunst, Sichtbares/Unsichtbares – Bewusstes/Unbewusstes).

Als Schlüsselartikel des Lexikons (zumindest für die Literaturwissenschaft) lässt sich ‚Literatur‘ (Fähnders) hervorheben. Wenn man ihn mit der Einleitung zusammen liest, gewinnt man bereits

einen profunden Einblick in die literarische Avantgarde und die wissenschaftlich-theoretische Beschäftigung damit. Zentral für das Verständnis der Avantgarde sind auch ‚Moderne‘ (WOLFGANG ASHOLT) und ‚Modernismus‘ (PETER V. ZIMA), die unmittelbar aneinander anschließen, eigentlich aber in *einem* Lemma hätten zusammengefasst werden müssen. Die entscheidende Frage zum Verhältnis zwischen Moderne und Avantgarde, die auch die Avantgarde-Theorie spaltet, ist die nach Kontinuität oder Bruch: die Avantgarde als „radikale[r] Flügel, sozusagen als Vorhut der M[oderne]“ oder Avantgarde und Moderne als „einander ausschließende Optionen für Kunst und Literatur“ (S. 212)? Daran schließt sich dann die Frage nach dem Verhältnis der Postmoderne dazu an. Asholts Beitrag erläutert die unterschiedlichen Positionen zu all diesen Fragen.

Für ‚Modernismus‘ unterscheidet Zima drei Aspekte: Erstens eine künstlerisch-literarische Selbstdkritik der Moderne als Neuzeit, zweitens ‚modernism‘ in der angelsächsischen historiographischen Tradition als gegen Realismus und mimetische Kunst gerichtete Epoche zwischen 1880 und 1950 und schließlich eine literarisch-philosophische Spätmoderne. Was das Verhältnis von Avantgarde und Modernismus angeht, so erfahren wir, dass einige Theoretiker die Avantgarde dem Modernismus zuordnen, andere jedoch einen Gegensatz konstruieren, „weil sie den Modernismus mit stilistischer Strenge und einer konservativen Ästhetik assoziieren“ (S. 213). Hier hätte man in einem Lexikon der *Avantgarde* doch gerne mehr Information.

Auch in seinen weiteren Beiträgen über ‚Dekonstruktion‘, ‚Formalismus‘ und ‚Kritische Theorie‘, die das Lexikon literaturtheoretisch und philosophisch unterfüttern, stellt Zima den Bezug zur Avantgarde nicht explizit her, bringt aber vieles auf den Begriff und eröffnet einige neue Perspektiven. Vom philosophischen Gesichtspunkt aus vermisst habe ich jedoch ein Lemma zum Nihilismus, mit dem das avantgardistische Treiben immer wieder in Verbindung gebracht wird.

Aufgeschlossen zeigt sich das Lexikon den neuen Medien gegenüber mit Beiträgen über ‚Hypertext‘ oder ‚Netzliteratur‘. Nicht alle Avantgarde-Forscher werden das nachvollziehen wollen, ebenso wenig die Öffnung zur Populäركultur, mit der Aufnahme von ‚Pop-Literatur‘, ‚Punk‘ und ‚Cyberpunk‘, ‚Graffiti‘ oder ‚Kopierkunst‘.

HEINRICH KAULEN, der das Lemma zur Pop-Literatur verfasst hat, erwähnt die von z. B. Adorno oder Karl Heinz Bohrer prominent vorgetragenen Einwände, weist aber dagegen darauf hin, „dass etliche Verfahren der P[op-Literatur] durchaus prominente Vorläufer in der Avantgarde besitzen. So spielt die Überwindung der starren Grenze von Hochkultur und Massenkultur durch den Rekurs auf nicht präformiertes Material aus der Alltagswelt seit dem Dadaismus in der Malerei und bildenden Kunst des 20. Jhs eine große Rolle“ (S. 259).

Ähnlich steht es mit der ‚Postmoderne‘, die in der Literaturwissenschaft oft der Avantgarde gegenübergestellt wird, obwohl „in der postmodernen Literatur avantgardistische Elemente aufgezeigt werden“ können, wie Zima versichert (S. 264). Auch spiegeln sich avantgardistische künstlerische Verfahren im postmodernen *Denken* wider, worauf das Lemma nicht eingeht.

Einzelne Mängel können bei einer solch umfangreichen Sammlung immer aufgelistet werden:

So wird in ‚Assemblage‘ Schwitters nicht erwähnt, der doch als einer der, wenn nicht *der* Begründer dieser Kunstform anzusehen ist; ‚Brutismus‘ beschränkt sich auf die Musik, obwohl im *Dadaistischen Manifest* von 1918 ausdrücklich das „Brutistische Gedicht“ als eine der Ausdrucksformen Dadas angeführt wird; und die Lemmata über ‚Experimentelle Literatur‘, ‚Konkrete Poesie‘ oder ‚Lautdichtung‘ (ANDREAS PUFF-TROJAN) beleuchten vor allem den deutschen Sprach- und Kulturrbaum, während z. B. die für die Entwicklung dieses Genres so wichtige russische Lautdichtung fehlt. Das kann aber den grundsätzlichen Wert des Lexikons nicht schmälern, das für die zukünftige Avantgarde-Forschung zu einem unverzichtbaren Bezugspunkt werden wird.

Thomas Keith

Schneidemühler Str. 39B
D-76139 Karlsruhe

PETER WALTHER (Hrsg.)

Endzeit Europa. Ein kollektives Tagebuch deutschsprachiger Schriftsteller, Künstler und Lehrer im Ersten Weltkrieg. Mit zeitgenössischen Farbfotografien von Hans Hildenbrand und Jules Gervais-Courtellemont, Wallstein Verlag, Göttingen 2008, 431 S.

Als so genannter und tatsächlicher „Urkatastrophe“ des 20. Jahrhunderts gilt dem Ersten Weltkrieg auch in Deutschland ein anhaltendes Interesse – in England ist er sowieso der „große Krieg“. Neben neuen Forschungsanstrengungen stehen eine Fülle von Einführungen und Überblicksdarstellungen, verschiedene Ausstellungen mit ihren Katalogen und populärere Darstellungen von Einzelaspekten.

Von der Kriegsschuldfrage über die Rolle der Intellektuellen bis zu den Belastungen, die der ‚verlorene Krieg‘ der Weimarer Republik auferlegt, sind inzwischen zwar viele Details geklärt, über die großen Linien allerdings kann nach wie vor gestritten werden. Wenn man mit der von George F. Kennan inaugurierten Rede über die „Urkatastrophe“ ernst macht, stellt sich z. B. die Frage, was den Geschehnissen im Sommer 1914 ihren initialen Charakter verleiht.

Das Quellenensemble, das PETER WALTHER anlässlich der gleichnamigen Ausstellung des Brandenburgischen Literaturbüros zusammenge-

stellt hat, will derartig schwergewichtige Fragen nicht klären. Dafür aber rückt es beklemmende Dokumente ins Licht, die das zweifelhafte Geschäft der intellektuellen Interpretation der Lage von der Basis der persönlichen Notizen und Briefe her beleuchten. Im Kontext der vielen gewöhnlichen Einschätzungen, in denen persönliche Entbehrungen und schmerzliche Verluste sich mit konventionellen Durchhalteparolen abwechseln, stechen die zahlenmäßig deutlich schwächeren, dafür aber um so forcierten Deutungsversuche hervor, die dem Krieg um jeden Preis einen zukunftsfähigen Sinn andichten: Intensität statt Sekurität bei Friedrich Gundolf (vgl. S. 148), die Gewinnung von unverzichtbarem „Kolonisationsland“ bei Friedrich Meinecke (S. 157) oder die kulturelle Heilung von der Degeneration durch Zivilisation bei Rudolf Borchardt (vgl. S. 67).

Der zusammengestellte Band versteht sich als „kollektives Tagebuch“, das aus Briefen und privaten Aufzeichnungen eine heterogene Chrono-

logie subjektiver Impressionen der Zeitereignisse 1914–1918 zusammenstellt – ergänzt um einen Pro- und ein Epilog auf die angrenzenden Jahre. Auf einer Doppelseite finden sich Einträge von Ludwig Wittgenstein, Max Beckmann, Karl Kraus, Kurt Riezler und Ernst Barlach (S. 50f.), wenig später Gerhart Hauptmann, Stefan Zweig, Ernst Stadler, Wilhelm Klemm und Max Slevogt (S. 54f.). Die längsten Stücke stammen von Paul Hindemith (S. 72–75), Thomas Mann (S. 338–340) und Stefan Zweig (S. 97–99); in der Mitte des Bandes unterbrochen Bildstrecken mit Farbfotographien von Hans Hildenbrand und Jules Gervais-Courtellemont aus den Jahren 1912–1916 die Textsammlung.

Während die ausgewählten Photographien die zerstörerische Gewalt des Krieges langsam zunehmend dokumentieren, ist das Unheil, das der Krieg anrichtete, in den schriftlichen Dokumenten von Beginn an präsent. Die ganze Sammlung lebt davon, dass sie ohne Anspruch auf Repräsentativität eine große Bandbreite von Stimmen abdeckt und auch vor der Wiedergabe vielleicht ungünstig wirkender Zeugnisse nicht zurückschreckt. So schreibt z. B. der Dichter Wilhelm Klemm, der ab Oktober 1914 in der *Aktion* kriegskritische Gedichte publizieren wird, an seine Frau: „Leider dürfen wir nicht plündern“ (S. 64). Das ist sicher nicht ganz ernst gemeint, führt aber doch vor Augen, dass die Alltagskommunikation der Intellektuellen unterhalb ihrer Stellungnahmen in der Öffentlichkeit mit jenen nicht immer ganz konform gehen muss. Überhaupt ist die Spannbreite der situativ geäußerten Meinungen erheblich farbenfreudiger als der Scherenschnitt, mit dem die einzelnen Beiträger in der literarischen und literaturwissenschaftlichen Öffentlichkeit noch präsent sind, wenn man vom Wissen der jeweiligen Spezialisten absieht.

Das versteht sich zwar von selbst, gleichwohl ist es ein Verdienst der Sammlung, daran unausgesprochen zu erinnern. Man muss sich nur, z. B. unter Zuhilfenahme des Registers, das der Band ebenso wie ein Quellenverzeichnis und kurze Autorenporträts enthält, die große Bandbreite der Äußerungen August Stramms ansehen, bei denen man nicht sofort weiß, wie sie gemeint sind, obwohl sie nicht in der asyndetischen Kurzsprache seiner Kriegsgedichte verfasst sind.

Ein weiterer Vorzug ergibt sich im Fall derer, die mit sehr vielen Notaten und Briefen vertreten sind. Hinsichtlich Stefan Zweig etwa lässt sich an den

ausgewählten Dokumenten sehr schön ablesen, wie sich seine Haltung zum Krieg im Laufe der Zeit verändert. Der als programmatischer Europäer und Pazifist in die Geistesgeschichte eingegangene Autor erweist sich keineswegs als der Kriegsgegner der ersten Stunde, der später gern gewesen wäre. Auch das kann man durchaus wissen. In der vorliegenden Sammlung kommt jedoch noch hinzu, dass sich auch die verschiedenen Stufen der Abkehr gut nachzeichnen lassen: Die gewöhnliche Freude über deutsche und österreichische Siege wird später durch kritische Stellungnahmen zur intellektuellen Hetze hüben wie drüben (z. B. Émile Verhaeren) ergänzt, die Stefan Zweig vor allem in seinen Briefen an Romain Rolland äußert, bis er schließlich pessimistisch in Bezug auf einen deutschen Sieg wird und danach eine grundsätzlich kriegskritische Haltung einnimmt.

Schneller oder grundsätzlicher als Zweig sind demgegenüber Rilke oder Franz Werfel sowie, weniger überraschend, Karl Kraus und Arthur Schnitzler. Eigentlich schillernd äußert sich demgegenüber Lou Andreas-Salomé (vgl. S. 68), während die wenigen kurzen Auszüge aus den Originaltagebüchern von Ernst Jünger die Erwartungen wiederum durchbrechen. Neben den zahlreichen Schriftstellern, von denen nur eine zufällige Auswahl genannt wurde, stehen Auszüge aus den bekannten Tagebüchern von Kurt Riezler, dem engen Vertrauten des Reichskanzlers Bethmann-Hollweg, und Theodor Wolff, dem einflussreichen Leiter des *Berliner Tageblatts*. Bei solchen flankierenden Beigaben überwiegen die kritischen Stimmen, die schonungslos die diplomatischen Mängel, grundsätzlichen Fehleinschätzungen und düstere Zukunftsaussichten artikulieren.

Dadurch wird die Leistung des schön gestalteten Bandes jedoch nicht geschmälert. Zwar muss die Frage der Repräsentativität insgesamt letztlich offenbleiben, in jedem Fall jedoch bietet die von Peter Walther getroffene Auswahl ein interessantes Spektrum an Stimmen, das jedem Leser neue Details bieten dürfte und manchen Anlass zum neuerlichen Nachdenken gibt.

Matthias Schöning

Universität Konstanz

FB Literaturwissenschaft

PF 5560 D 164

D-78457 Konstanz

MIRKO NOTTSCHEID, CHRISTINE M. KAISER, ANDREAS STUHLMANN (Hrsg.)
*Die Germanistin Agathe Lasch (1879–1942). Aufsätze zu Leben, Werk und Wirkung (Aus-
kunft. Zeitschrift für Bibliothek, Archiv und Information in Norddeutschland 29.1/2 [2009]),*
Bautz Verlag, Nordhausen 2009, 249 S., 19 Abb.

Als Ausdruck der Vergegenwärtigung von NS-Unrecht an der Universität Hamburg wird einigen Opfern durch Hörsaalbenennungen gedacht. 1999 wurde auch Agathe Lasch (1879–1942) diese Ehre zuteil, die die Erinnerungsarbeit an die erste deutsche Germanistikprofessorin, die als Jüdin 1934 ihre Pensionierung hinnehmen musste und 1942 ermordet worden ist, fortsetzt.

Mit diesem öffentlichen Andenken kontrastiert ihre wissenschaftsinterne Aufmerksamkeit. Eine aus Anlass mehrerer Jubiläen (130. Geburtstag, 100 Jahre Promotion, 90 Jahre Habilitation) erschienene Aufsatzsammlung will dieser Forschungslage begegnen. Entsprechend formulieren die Herausgeber das Ziel, einen „Beitrag zur kritischen [...] Würdigung einzelner Aspekte ihrer Lebens- und akademischen Wirkungsgeschichte“ (S. 7) leisten zu wollen; ein Vorhaben, das eindrucksvoll gelungen ist.

Obwohl der Band nicht in Sektionen unterteilt ist, nehmen die acht Beiträge v. a. unter drei Perspektiven Bezug auf die Protagonistin: Zur *biographischen Perspektive* gehört CHRISTINE M. KAISERS Darstellung der Emigrationsbemühungen, die entgegen des oft zirkulären Erinnerns eine Spurensuche zu den Versuchen, in Estland und den USA eine Berufung zu realisieren, unternimmt. Die Grenzen des bisherigen Wissens können dabei durch erstmals herangezogene Archivalien erheblich verschoben werden. Kaiser geht den vielfältigen Korrespondenzen und Verhinderungen nach, mit denen Lasch, trotz manch mutiger Hilfe, letztlich aufgrund ihres Status („Jüdin“) und ihres Geschlechts unter teilweise direkter Beteiligung deutscher Behörden ein auswärtiger Ruf verwehrt blieb. MIRKO NOTTSCHEID widmet sich der Germanistin und Niederlandistin Annemarie Hübner (1908–1996), eine der letzten Schülerinnen Laschs. Die detaillierte Studie, die v. a. auf dem von Nottsccheid erschlossenen Nachlass Hübners fußt, verfolgt die mittlere akademische Biographie (weder Habilitation noch Professur) einer Frau, die annähernd 60 Jahre an der Universität Hamburg gearbeitet hat. Ein Ergebnis der

vielfältigen Kontextualisierungen ist u. a. die Rekonstruktion der Arbeitsbeziehung Hübner – Lasch, zu der auch die im Anhang abgedruckten, sorgsam edierten und bislang unveröffentlichten neun Briefe Laschs beitragen.

Im Rahmen der *werkanalytischen Perspektive* würdigt INGRID SCHRÖDER Laschs Arbeiten zur Hamburger Lexikographie. Seit 1917 arbeitete Lasch zunächst als Hilfsarbeiterin und später als Professorin am *Hamburgischen Wörterbuch* (2006 abgeschlossen) und am *Niederdeutschen Wörterbuch*. Als besonderes Anliegen stellt Schröder die sprach-historisch-soziolinguistische Kulturgeschichte heraus, mit der Lasch „das Wort in das Leben einzustellen“ (S. 54) suchte und dafür etwa auch Rezepte für Aalsuppe aufnahm. Ein von BRIT BROMBERG besorgtes, annotiertes Verzeichnis von 564 Briefen von und an Lasch zwischen 1917–1934 erlaubt weitere Forschungen dazu. Neben Arbeiten an den Wörterbuchprojekten dokumentiert dieser „vermutlich [...] einzig[e] größer[e] Überrest ihres wissenschaftlichen Nachlasses“ (S. 206) auch den universitären Alltag und die Reichweite der akademischen Kontakte Laschs. Für ihre Rezensionen kann ANDREAS STUHLMANN in einem produktiven wissenschaftshistorischen Ansatz nachweisen, dass Lasch sie wesentlich zur Profilierung ihres noch jungen Faches, d. h. zur „strategischen Kommunikation“ (S. 64), nutzte. In informierten Einzelanalysen ausgewählter Rezensionen aus allen Schaffensperioden betont auch Stuhlmann Laschs programmatisches Plädoyer für eine kulturhistorische Sprachforschung.

Die *erinnerungspolitische Perspektive* eröffnet ein Bericht zur Bibliothek Laschs, in dem MATTHIAS HARBECK und SONJA KOBOLD, gestützt auf neue Archivrecherchen, von den Bemühungen um die Rekonstruktion ihrer Auflösung berichten. Anlass der Recherche war der ermittelte Besitz von Beständen aus der Bibliothek Laschs in der Humboldt-Universität zu Berlin. Die heute noch nachweisbaren 60 Titel stellen zwar nur einen kleinen Teil der 1943 von der Gestapo konfiszierten Bestände dar, der Umgang gilt aber als „exempla-

risch für den unrechtmäßigen Erwerb jüdischer Privatbibliotheken im Nationalsozialismus“ (S. 101). MORITZ TERFLOTH thematisiert ebenfalls auf Grundlage noch nicht ausgewerteter Papiere – die z. T. in Komplettzitaten angeführt sind – das Verfahren zur Benennung einer Straße nach Lasch. Nachdem eine erste Initiative 1948 nicht erfolgreich war (was der Autor als Akt intentionalen Nicht-Erinnernwollens liest), unternahm mit Walther Niekerken ausgerechnet jener Akteur 1958 einen zweiten Versuch, der wesentlich zum Scheitern des ersten beigetragen hatte. Er wurde zwar positiv beschieden, aber seitens der Behörden erst 1971 in Form des ‚Agathe-Lasch-Weges‘ umgesetzt. DIETER MÖHN schließlich geht auf das Anliegen des 1992 von der Stadt Hamburg gegründeten Agathe-Lasch-Preises, der seine Namensgeberin als Niederdeutsch-Forscherin und Opfer des NS-Regimes in Erinnerung bewahren will, ein, stellt die bisherigen Preisträger vor und ver-

deutlicht darin die unterstützte Fortführung von Laschs wissenschaftlichem Werk.

Die gründlich lektorierten Aufsätze bereichern vor allem durch bislang unbearbeitete Archivalien die Lasch-Forschung. Der Band leistet in diesem Sinne wissenschaftsgeschichtliche Grundlagenforschung. Durch den interdisziplinären Zugang verdient der Band eine Rezeption über die Germanistik hinaus. Die kleineren Kritikpunkte – etwa die nicht immer optimale Qualität der Abbildungen (S. 123, 177), ihr manchmal ungenauer Nachweis (vgl. „Quelle: Universität Hamburg“ [S. 243]) oder der trotz zahlreicher Querverweise nicht immer gleich stark gegebene Zusammenhang der Einzelbeiträge – sind angesichts dieser Verdienste marginal.

Falko Schnicke

Am Bronzehügel 34
D-22399 Hamburg

IRENE RANZMAIER

Stamm und Landschaft. Josef Nadlers Konzeption der deutschen Literaturgeschichte (Quellen und Forschungen zur Literatur- und Kulturgeschichte, Bd. 48), Verlag Walter de Gruyter, Berlin, New York 2008, 528 S.

Josef Nadler zählt zu den berühmtesten und zugleich berüchtigten Germanisten des 20. Jahrhunderts. Berühmt wurde er durch seine *Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften*, die noch nach dem ‚Scheitern des Projekts einer nationalen Poesiegeschichtsschreibung‘ (J. Fohrmann) eine in sich geschlossene Gesamtdarstellung gewagt und neue Gegenstandsbereiche und Problemstellungen erschlossen hat. Berüchtigt war er als Vertreter einer völkischen Literaturwissenschaft, der bereits 1911 im Vorwort des ersten Bandes seiner *Literaturgeschichte* „aus Blut und Erde[,] das Feinste, das Geistigste wie in goldenen Dämpfen“ aufsteigen ließ und der sich deshalb als disziplinärer Vordenker des Nationalsozialismus begreifen konnte. Wie kaum ein anderer verkörperte Nadler den ‚Sündenfall der Germanistik‘. Der Außenseiter, denn das war er Zeit seines Lebens, avancierte als Stündenbock zum Repräsentanten seines Fachs und damit zum bevorzugten Gegenstand wissenschaftsgeschichtlicher

Forschungen. Davon zeugt eine Fülle von Publikationen. Bislang fehlte jedoch eine umfassende Monographie. Erhoffen durfte man sie sich von Sebastian Meissl, dem wir eine Reihe äußerst kenntnisreicher Aufsätze verdanken. Vorgelegt hat das überfällige Standardwerk jetzt IRENE RANZMAIER mit ihrer Wiener Dissertation, an der sich messen lassen muss, wer sich künftig über Nadler äußert.

Hatte Meissl vorrangig die institutionengeschichtlichen Aspekte von Nadlers Karriere erhellt, so rückt Ranzmaier dessen Konzeption in den Mittelpunkt ihres – nicht nur vom Umfang her – gewichtigen Buches. Ausgangspunkt ihrer Studie ist die Problemlage der Germanistik um 1900: Überbietung der Philologie, Methodenpluralismus unter Dominanz der Geistesgeschichte und semantischer Umbau im Hinblick auf verschiedene Resonanzräume lauten die Stichworte, die einer Verortung Nadlers dienen und die zeigen, dass Ranzmaier die fachgeschichtlichen For-

schungen der letzten Jahre souverän für ihr innovatives Unternehmen zu nutzen versteht. Im Unterschied zu den Philologen der Scherer-Schule stellt die Synthese nicht mehr das Ergebnis inuktiver Detailforschung dar, sondern eine Art Arbeitshypothese, die im Vorgriff die Konstruktion größerer Sinnzusammenhänge erlaubt, um die Annahmen dann am Material empirisch zu überprüfen. Die Darstellung dient jetzt der Stimulation und Steuerung einer Forschung, die wiederum auf die Theoriebildung zurückwirken soll. Für Nadler hat Ranzmaier nun gezeigt, dass sich sein Konzept erst im Prozess des Schreibens seiner *Literaturgeschichte* ausformt. In konzeptueller Hinsicht sei daher nicht die erste, sondern die zweite Auflage maßgeblich. Erst hier findet sich das danach sich kaum mehr wandelnde, aber äußerst anpassungsfähige Grundkonzept der stammeskundlich-völkischen Literaturgeschichte.

Anders als seine damaligen geistesgeschichtlichen Kollegen führt Nadler zwei Traditionen des 19. Jahrhunderts fort: Er will eine Gesamtdarstellung der deutschen Literaturgeschichte schreiben, und er ignoriert die Differenz von Geistes- und Naturwissenschaften. Das bestimmt sein Objektivitätspathos als ‚nomothetischer Kulturwissenschaftler‘ (W.D. Smith) und die Auswahl der Disziplinen oder Hilfswissenschaften, die ihm zentrale Bausteine seiner Konzeption liefern: Volkskunde, Geographie, Kulturgeschichte, Siedlungs- und Sprachgeschichte, Genealogie, Anthropologie usw. Diese vielfältigen, von Nadler z. T. verdeckten Bezüge tragen erheblich zum Verständnis seiner Konzeption bei; sie aufgeklärt zu haben, ist kein geringes Verdient, zumal diese Konstellationen aus dem heutigen Blickfeld weitgehend verschwunden sind.

Gegen die übliche Tendenz, Nadlers Konzeption aus seiner 1914 im *Euphorion* erschienenen *Wissenschaftslehre der Literaturgeschichte* abzuleiten, betont Ranzmaier die Eigenständigkeit des theoretischen Diskurses, der vor allem der Legitimation dient, aber keineswegs als Blaupause für die *Literaturgeschichte* anzusehen ist. Die Theoriediskussion bildet eben nicht die literaturwissenschaftliche Praxis oder Textproduktion ab. Man kommt also um eine Analyse der verschiedenen Auflagen und Versionen des Werks nicht herum. Erst diese vergleichende Untersuchung, die das Kernstück der vorliegenden Monographie bildet,

lässt die Konzeption erkennen. Flankiert wird die- se akribische Textanalyse durch die Auswertung unveröffentlichter Briefe Nadlers, in denen er sei- nem Lehrer August Sauer Rechenschaft über den Fortgang seiner Arbeit gibt.

Will man die ebenso detaillierten wie fundierten Darlegungen Ranzmaiers knapp zusammenfassen, dann ist von den beiden tragenden Kategorien der Nadler'schen *Literaturgeschichte* auszugehen. Mit Stamm ist ein Abstammungsverhältnis im Sinne der Genealogie von Ottokar Lorenz gemeint. Im Unterschied zu Rassentheo-rien, die auf Reinheit setzen, geht Nadler von Völkermischung aus; bei den Deutschen handelt es sich vor allem um die Verbindung mit Roma-nen („Altstämme“) und Slawen („Neustämme“). Um größere Gleichartigkeit innerhalb einer Menschengruppe zu erzeugen, bedarf es des ‚Ahnenvorlustes‘, was auf eine Heirat (Fortpflanzung) unter ‚Ebenbürtigen‘ hinausläuft. Mischungen neigen dagegen, folgt man diesem Konzept, zu Instabilität, wenn es den dominanten Erbträgern an Kraft mangelt, die durchaus produktiven Neuerungen zu integrieren, d. h. ‚einzudeutschen‘.

Gegenüber diesem biodeterministischen Element wirkt die Landschaft, hier folgt Nadler Fried- rich Ratzel, als jeweilige Umwelt auf den Charakter der Stämme modifizierend ein. Durch Migrationsbewegungen kommt ein dynamisches Element ins Spiel. Als Verlaufsmodell dient zunächst Karl Lamprechts Kulturstufentheorie, auf die Nadler dann aber verzichtet, ohne jedoch das wachsende Nationalbewusstsein als Telos aufzu-geben. Innerhalb dieses nationalen Rahmens, des- sen Einheit nur in der *Wissenschaftslehre* als kontingent ausgewiesen wird, dominieren aber die durch Herkunft und Umwelt geprägten Stämme, die verschiedene Stilformen und Blüteperioden (Klassik, Romantik, Barock) ausbilden.

Die doppelte Bindung von Kultur an Abstam- mung und Raum wird angereichert, also ergänzt und überlagert durch politische, soziale, religiöse, ästhetische Zuschreibungen, aber auch durch per- sönliche Präferenzen. Durch ein vielfältiges Chan- gieren zwischen den unterschiedlichen „Deu- tungskonkurrenzen“ gewinnt Nadlers Konzeption an Flexibilität, nicht unbedingt an Wissenschaft- lichkeit. Seit der zweiten Auflage seiner *Literatur- geschichte* reagiert Nadler durch beständige seman- tische Umbauten auf Veränderungen in seinem

wissenschaftlichen und politischen Umfeld.¹ Das breite Spektrum reicht von terminologischem Wandel (wenn etwa fremdsprachliche Ausdrücke ersetzt werden oder aus dem Charakter das Wesen des Stammes wird) über Akzentverlagerungen (wenn nach 1945 an die Stelle des Stammes die Familie rückt) bis hin zu politisch begründetem Strategiewechsel: Nach der Niederlage im Ersten Weltkrieg hielt Nadler die deutsche Nation für zu schwach, um sich Fremdes durch „Eindeutschung“ anzueignen, so dass er entschiedener für den Willen zum „Ahnenverlust“, d.h. gegen „Mischehen“ eintrat. Sein Antisemitismus trat deutlicher zutage.

Auf einigen hundert Seiten legt Ranzmaier detailliert das Changieren und Lavieren Nadlers im zeitgenössischen Kontext dar. Sie scheint zugleich fasziniert und irritiert zu sein. Fasziniert durch die Konstanz eines Konzepts, das bei seiner hohen Flexibilität immer neue Bezüge herzustellen erlaubt und damit im Hinblick auf Erkenntnisgewinn produktiv wirkt; das gilt sowohl für Nadlers *Literaturgeschichte* wie für Ranzmaiers Untersuchung, die über die Funktionsanalyse des Textes dessen Kontexte erschließt. Irritation aber entsteht, wenn sich die Frage nach der Wissenschaftlichkeit stellt. Dann erweist sich Nadlers Konzept als äußerst brüchig, voller Widersprüche, Ungereimtheiten und Willkür. Bei Ranzmaier kann man das im Einzelnen nachlesen, aber auch, dass das schon den Zeitgenossen nicht verborgen geblieben war. Die Rezipienten der *Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften*² und etliche Gutachten in Berufungsverfahren – Nadler befand sich in den 1920er Jahren in etlichen Fällen in der engsten Auswahl³ – haben immer wieder auf grundlegende Mängel hingewiesen; der Karriere Nadlers hat das kaum geschadet. Erst die Diskreditierung des National- (sozial)ismus nach 1945 hat ihm den Resonanzraum entzogen. Mit der Anerkennung des Methodenpluralismus stieg zudem die Akzeptanz von Konzepten bei gleichzeitig abnehmender kritischer Auseinandersetzung. Mit Verwunderung registriert Ranzmaier, dass selbst entschiedene Gegner der Stammeskunde die Existenz von Stämmen nie ernsthaft in Frage stellten, dass also ein wissenschaftlich äußerst problematisches Allgemeinwissen weit in die Literaturwissenschaft hineinragt.

Diese beunruhigenden Befunde sagen nicht nur etwas über Nadler aus, sondern auch über unsere Wissenschaft. Sie dürften durch ähnlich gelagerte Untersuchungen bei anderen Literaturwissenschaftlern ihre Bestätigung finden, wenn gleich die ideologische Brisanz seltener derart ins Auge springt. Schon bei Nadler zeigte sich aber, dass die Wandlungsfähigkeit schließlich die Überzeugungskraft des Konzepts verringerte. Insofern rächte sich, dass bei der Überbietung der Philologie nicht nur die philologische Methode, sondern auch die unumgänglichen philologischen Standards wie „Sachlichkeit, eigene Kenntnis und Prüfung, Gründlichkeit, Zuverlässigkeit und Genauigkeit“ (S. 491) einen Geltungsverlust erlitten. Das mochte die Resonanzfähigkeit literaturwissenschaftlicher Darstellungen erhöhen, beeinträchtigte jedoch ihre Haltbarkeit. Darin unterscheidet sich Ranzmaiers Untersuchung wohlzuend von Nadlers *Literaturgeschichte*.

Anmerkungen

- 1 Vgl. Irene Ranzmaier: Konzepte und politische Implikationen der ersten beiden Auflagen der *Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften* von Josef Nadler (1909–1928). In: *Euphorion* 102 (2008), S. 451–480.
- 2 Bei der Rezeption Nadlers beschränkt sich Ranzmaier auf dessen *Literaturgeschichte*, untersucht werden müssten aber auch die Wirkung der Konzeption (z. B. bei Georg Stefanky, Heinz Otto Burger, Wolfgang Kayser u. a.) und die Anregungen auf einzelnen Forschungsfeldern (Barock, Regionalgeschichte usw.). Auch wenn das im Rahmen der vorliegenden Arbeit nicht zu leisten war, darf das nicht ausgeblendet werden.
- 3 Zu ergänzen wären Marburg 1928/29, wo das Ministerium Nadler als Nachfolger von Ernst Elster ins Gespräch brachte, was die Fakultät aber einmütig ablehnte, und Bern 1929, wo bei der Harry Maync-Nachfolge Nadler zusammen mit Fritz Strich primo loco vorgeschlagen werden sollte, was aber verworfen wurde, weil man annahm, dass er in Preußen bleiben würde.

Holger Dainat

Universität Bielefeld

Fakultät für Linguistik und Literaturwissenschaft

Postfach 10 01 31

D-33501 Bielefeld

NILS FABIANSSON

Das Begleitbuch zu Ernst Jünger: „In Stahlgewittern“, übers. v. Till Kinzel, Verlag Ernst Mittler & Sohn, Hamburg 2007, 159 S., Abb., kart.

Ernst Jüngers „Kriegstagebuch“ *In Stahlgewittern* gehört zu jenen Texten des 20. Jahrhunderts, in denen sich die technisch-politische Moderne mit der literarischen überlagert. Seit dem Erscheinen der Erstausgabe im Jahr 1920 haben die *Stahlgewitter* neben der (zunächst avisierten) national-konservativen Leserschaft daher stets auch Leser aus den Reihen der literarischen Avantgarden, der ‚rechten‘ wie der ‚linken‘, gefunden, die an diesem Werk nicht nur die Autopsie der Moderne als Ausnahmezustand fasziniert hat, sondern auch eine Darstellungsform, die auf diese Moderne reagiert.

Die intensive wissenschaftliche Rezeption der *Stahlgewitter* hat sich seit den 70er Jahren des vergangenen Jahrhunderts in einer Reihe höchst unterschiedlicher literatur- und kulturwissenschaftlicher Studien manifestiert. So war der Jünger'sche Stoßtruppführer 1978 für Klaus Theweleit die exemplarische Verkörperung des emotional gepanzerten Präfaschisten,¹ während Karl Heinz Bohren im selben Text und zur gleichen Zeit die *écriture* eines reinen Ästhetizismus sah, der sich Schrecken und Plötzlichkeit als neue Medien der Darstellung anverwandelt.²

1994 deutete Helmut Lethen in seiner *Verhaltenslehre der Kälte* den Ernst Jünger der *Stahlgewitter* als die historisierte Verkörperung jenes Persönlichkeitseideals der Moderne, „das in hochgradig reflektierter Wachsamkeit im Ausgleich zwischen der Begrenzung seiner Körperlichkeit, der Entgrenzung seines Gemeinschaftsverlangens und der Dissoziation der Feindsphäre seine Identität finden soll“.³ Oliver Lubrich hingegen stellte ein Jahrzehnt später die Eindeutigkeit dieser Lesart in Frage. Für ihn ermöglicht die komplexe, sich überlagernde Metaphorik des Jünger'schen Werks gerade *keine* schlüssige Sinnstiftung: Die Strategie des Textes – die auf die Inszenierung moderner Grenzerfahrungen, des ‚Anderen‘, des ‚Fremden‘ im Sinn der *Postcolonial Studies*, ziele – führe im Gegenteil dazu, dass der moderne Krieg nicht eindeutig verklärt wird, dass politische Zuordnungen nicht eindeutig möglich sind. Vielmehr, so Lubrich, generieren die einzelnen, unterschied-

lich subtilen Codes des Textes unterschiedliche Semantiken, „und sie konnotieren abweichende politische Positionen; sie geraten miteinander in Überschneidung und in Widerspruch, wodurch eine widerständige Semantik erzeugt wird, die [...] auch als Symptom einer Verunsicherung lesbar ist“.⁴

Der intensiven Beschäftigung der Forschung mit den *Stahlgewittern* trägt der philologische Zustand der z. Z. erhältlichen Ausgaben leider in keiner Weise Rechnung. Jünger hat seinen literarischen Erstling in immer neuen Anläufen überarbeitet, ergänzt, umgeschrieben und stilistisch gefeilt. Zwischen 1920 (dem Jahr der Erstpublikation im Selbstverlag) und 1978 (dem Erscheinen des 8. Bandes der Werkausgabe bei Klett-Cotta⁵) entstanden durch sechs Überarbeitungen insgesamt sieben Fassungen der *Stahlgewitter*.⁶ Diese differieren nicht nur in marginalen Details wie etwa der Widmung, es ändern sich ebenfalls der (in der letzten Fassung gestrichene) Untertitel und der stilistische Duktus; auch der Umfang der einzelnen Fassungen variiert erheblich.

Gravierender noch ist der Wechsel der Episteme. So unterscheidet Wojciech Kunicki in seiner maßgeblichen Studie zu den verschiedenen Fassungen der *Stahlgewitter* etwa zwischen einer nationalistischen (der dritten) Fassung des Jahres 1924, einer ‚entromantisierten‘, dezidiert nicht-nationalistischen und auf die Analyse des modernen Krieges fokussierten vierten Fassung des Jahres 1932 und der ‚zivilen‘ siebten Fassung letzter Hand.⁷ Die literarische Arbeit am Text – und insbesondere an den *Stahlgewittern* – war für Jünger, wie Steffen Martus gezeigt hat, auch die Fortsetzung des Krieges mit anderen Mitteln.⁸

Von dieser Aufladung der *Stahlgewitter* mit philologischer und politischer Geschichte ahnen die Käufer der derzeit aktuellen Einzelausgabe des Klett-Cotta-Verlags wie auch die Leser des 8. Bandes der *Gesammelten Schriften* wenig. Sie lesen einen ent-historisierten Text, der nicht nur keine Bearbeitungsspuren erkennen lässt, sondern auch von den Zeichen der realen Geschichte auf merkwürdige Weise gereinigt scheint. Erst ein

Blick in die vorzügliche französische Ausgabe der *Édition de la Pléiade* vermag zu zeigen, was das bedeutet: Hier wird der Jünger'sche Text im Zusammenhang seiner Schriften über den Ersten Weltkrieg zu einem kulturgeschichtlichen Schauplatz, der die Spuren der inneren und äußeren Verhandlungen erkennen lässt.⁹

NILS FABIANSSONS *Begeleitbuch zu Ernst Jünger: „In Stahlgewittern“* kann das Fehlen einer kritischen und kommentierten deutschen Ausgabe zwar nicht kompensieren, aber doch auf eindrückliche Weise zeigen, welche Geschichte hinter dem Text steht – und wie viel davon. Der schwedische Autor, von Haus aus Archäologe und Historiker, nähert sich dem Jünger'schen Text dabei betont unliterarisch. Ziel seines Unternehmens, so der Verfasser im Vorwort, sei es lediglich, die im Laufe der Bearbeitungen allmählich verschütteten realen Spuren der großen Materialschlachten des Ersten Weltkrieges wieder sichtbar zu machen. Dies gelingt auf das Vorzüglichste. Darauf hinzu aber entsteht beim Lesen des Textes wie beim Betrachten der zahlreichen Karten, faksimilierten Dokumente und Photographien ein beträchtlicher Mehrwert. Fabiansson zeichnet den Verlauf der Schlachten, der Gefechtslinien und des Krieges analog zur Kapitelfolge der *Stahlgewitter* minutiös nach und breitet dabei in fünf Kapiteln reichhaltiges Material aus. In dieser Darstellung, die Texte, Zeichnungen Jüngers und Photographien in dichter Montage zum Sprechen bringt, gewinnen die *Stahlgewitter* eine ganz neue Konkretion.

In kulturwissenschaftlicher Hinsicht ist der kleine Band ein schönes Beispiel für die ‚Aktualität der Archäologie‘ in der Kultur der Moderne.¹⁰ Fabiansson hat sich nämlich nicht nur ausgiebig mit Landkarten, Schlachtplänen, Heeres- und Augenzeugenberichten des Ersten Weltkrieges beschäftigt, er hat die Orte der *Stahlgewitter* auch persönlich aufgesucht und photographisch dokumentiert – und dabei Erstaunliches und Erstreckendes entdeckt. Der Band leistet so einen wertvollen Beitrag zu einer Phänomenologie der Landschaften des Ersten Weltkrieges.¹¹

Dabei verfährt der schwedische Autor ganz traditionell, sozusagen als Agent einer materialen Geschichte, dessen an Spuren interessierter Blick diese Geschichte in der unscheinbaren Gegenwart entdeckt. Die im Rahmen der Materialschlachten

des Ersten Weltkrieges fast vollkommen ausgelöschten Dörfer und Wälder des ‚blutigen Dreiecks‘ zwischen Arras, Albert und Cambrai, des Schauplatzes der *Stahlgewitter*, wurden in den 1920er und 1930er Jahren weitgehend wiederaufgebaut. Bis auf die – durch den Gaskrieg – noch heute verkrüppelte Vegetation lassen sich auf den ersten Blick folglich nur wenige Spuren der Jahre 1914–1918 finden. Dennoch hat Fabiansson zwischen den modernen Bauten und Flurverläufen Spuren der Vergangenheit entdeckt, die in direktem oder indirektem Zusammenhang mit den in den *Stahlgewittern* geschilderten Vorgängen stehen: Weidezäune aus Eisenpfählen des Ersten Weltkrieges, Viehställe aus „Siegfriedblechen“, Schrapnellsplitter und Granatenhülsen auf Äckern, überwachsene Schützengräben und – immer wieder – Massengräber unbekannter Soldaten, die bei Bauarbeiten aus dem Untergrund auftauchen.

Aus diesen Spuren entsteht bei der Lektüre des *Begleitbuchs* ein Paratext zu Jüngers Kriegstagebuch, einer, der das Grauen und die Sinnlosigkeit des modernen Kriegs verdeutlicht, jenes Grauen, das sich in diese Landschaft durch die Auslöschung aller Vorgeschichte eingeschrieben hat und in Jüngers Text ebenso programmatisch beschrieben wie – als Signatur der Moderne – ideologisch verbrämt wird. Damit stellt Nils Fabianssons Begleitbuch in der präzisen Übersetzung durch Till Kinzel einen wertvollen Baustein zu einer noch ausstehenden kommentierten und kritischen Ausgabe der *Stahlgewitter* zur Verfügung.

Anmerkungen

- 1 Vgl. Klaus Theweleit: Männerphantasien, 2 Bde. (Bd. 1: Frauen, Fluten, Körper, Geschichte; Bd. 2: Männerkörper – zur Psychoanalyse des weißen Terrors). Mit einem Nachwort zur Taschenbuchneuausgabe, München 2000.
- 2 Vgl. Karl Heinz Bohrer: Die Ästhetik des Schreckens. Die pessimistische Romantik und Ernst Jüngers Frühwerk, München 1978.
- 3 Helmut Lethen: Verhaltenslehren der Kälte. Lebensversuche zwischen den Kriegen, Frankfurt a. M. 1994, S. 127.
- 4 Oliver Lubrich: Das Schwinden der Differenz. Postkoloniale Poetiken. Alexander von Humboldt – Bram Stoker – Ernst Jünger – Jean Genet, Bielefeld 2004, S. 359.

5 Ernst Jünger: *Sämtliche Werke in 18 Bänden und vier Supplementbänden*, Stuttgart 1978–1983; 2003.

6 Die Jünger-Forschung differenziert mittlerweile sogar zwischen 12 Fassungen, vgl. Helmut Kiesel: Ernst Jünger. Die Biographie, München 2007, S. 212ff.

7 Vgl. Wojciech Kunicki: Projektionen des Geschichtlichen. Ernst Jüngers Arbeit an den Fassungen von „In Stahlgewittern“, Frankfurt a. M. u. a. 1993.

8 Vgl. Steffen Martus: Der Krieg der Poesie. Ernst Jüngers „Manie der Bearbeitungen und Fassungen“ im Kontext der „totalen Mobilmachung“. In: *Jahrbuch der deutschen Schillergesellschaft* 44 (2000), S. 212–234, und zur Forschung im Überblick ders.: Ernst Jünger, Stuttgart 2001, ferner die erste Monographie zu den Originaltagebüchern von John King: „Wann hat dieser Scheißkrieg ein Ende?“. Writing and Rewriting the First World War, übers. aus dem Engl. v. Till Kinzel, Schnellroda 2003.

9 Ernst Jünger: *Journeaux de guerre*, 2 Bde.; Bd. I: 1914–1918 [enthält u. a. *Orages d'acier* (= In Stahlgewittern)], Le Bouquetau 125 (= Das Wäldchen

125), *Feu et sang* (= Feuer und Blut)], übers. v. Julien Hervier, Henri Plard, François Poncet, Paris 2008.

10 Knut Ebeling: Die Mumie kehrt zurück II. Zur Aktualität des Archäologischen in Wissenschaft, Kunst und Medien. In: K. Ebeling, St. Altekamp (Hrsg.): *Die Aktualität des Archäologischen in Wissenschaft, Kunst und Medien*, Frankfurt a. M. 2004, S. 9–31, vgl. insbes. S. 20ff.

11 Vgl. zum Projekt einer Phänomenologie der Landschaft Christopher Tilley: *A Phenomenology of Landscape. Places, Paths and Monuments*, Oxford 1994.

Cord-Friedrich Berghahn

Technische Universität Carolo-Wilhelmina zu Braunschweig
 Institut für Germanistik
 Bienroder Weg 80
 D-38106 Braunschweig

VALERIE POPP

„Aber hier war alles anders...“. *Amerikabilder der deutschsprachigen Exilliteratur nach 1939 in den USA*, Verlag Königshausen & Neumann, Würzburg 2008, 322 S.

VALERIE POPPS Buch schließt eine gravierende Lücke in der Forschung zur Literatur deutschsprachiger Autoren im US-amerikanischen Exil während der Hitler-Diktatur. Bisher galt in der Exil-Forschung als ausgemacht, dass deutschsprachige Autoren, die in die USA kamen, um der Hitler-Diktatur zu entkommen, dem Gastland in ihrer Literatur wenig Aufmerksamkeit schenkten. Ja, die oft behauptete fehlende Aufmerksamkeit dieser Autoren gegenüber dem amerikanischen Gastland soll ein großer Mangel gewesen sein und zeuge von kulturellem Hochmut und Verachtung für die amerikanische Kultur. In der nun vorliegenden Publikation zeigt Popp auf überzeugende Weise, dass all dies so *nicht* der Fall war, ja, dass einige deutschsprachige Exilautoren sich intensiv mit ihrem amerikanischen Gastland auseinandersetzen, in Romanen wie auch in Kurzgeschichten. Viele dieser Werke wurden allerdings nicht veröffentlicht – etwa ein Drittel der von Popp behandelten Werke ist immer noch ungedruckt. Von mangelndem Amerika-Interesse kann also so zugespitzt nicht die Rede sein: „Ziel der Arbeit ist demnach zunächst, dieses allgemeine Urteil vom Nichtvorhandensein

Amerikas in der Prosa deutscher Exilanten in den USA zu revidieren bzw. zu ergänzen“ (S. 12).

Die Werke, die Popp behandelt, sind faszinierende Zeugnisse zumeist deutsch-jüdischer Auseinandersetzungen mit der amerikanischen Kultur der 30er und 40er Jahre; sie entsprechen zunächst dem gängigen Vorurteil mangelnden Respekts für die amerikanische Kultur, z. B. die unveröffentlichten Amerika-Romane von Salomon Dembitzer: *Das Mädchen von Flandern* und *Das Affidavit* (geschrieben in den 40er Jahren). Die Hauptfigur beurteilt z. B. die Einwohner von New York City: „Acht Millionen wohnen in dieser Stadt, und kein einziger Mensch ist darunter. Alles ist Industrie. Auch die Literatur hat einen Markt wie Wolle und Getreide. Sogar die Liebe ist ein Industriezweig“ (S. 109). Für Dembitzer war die Einwanderung deutschsprachiger Exilanten in die USA dementsprechend eine ungeheure Bereicherung einer sonst darbenden Kultur: „Niemals zuvor sind so viele gesittete, intellektuell und kulturell hochstehende Menschen in dieses Land gekommen, wie in den letzten sieben bis acht Jahren“ (S. 114). Solche Urteile erwartet

man; sie zeichnen sehr präzise das damals und auch noch heute gängige europäische Klischee in Bezug auf die amerikanische (Un-)Kultur, wie es z. B. in Horkheimers und Adornos etwa gleichzeitig, und zwar auch in den USA entstandenem Aufsatz über die amerikanische „Kulturindustrie“ zum Ausdruck kommt.

Popp hingegen begnügt sich nicht mit der Aufzeichnung solcher Klischees, sondern zeigt, dass andere Exilanten positive und differenzierte Urteile über Amerika füllten. Karl Jakob Hirsch z. B. veröffentlichte seinen Roman *Manhattan-Serenade* 1939 in Fortsetzungen in der deutschsprachigen New Yorker Zeitung *Neue Volkszeitung* u. d. T. *Heute und Morgen*. Der Roman wurde erst 2001 in der Reihe *Exil Dokumente Verboten Verbrannt Vergessen* des Peter Lang Verlages als Buch verlegt. Hier ist New York eine faszinierende, lebendige Stadt, und dem Helden des Romans, Tom, gelingt es, eine Beziehung zu einer amerikanischen Frau anzufangen, die ihn mit Amerika versöhnt. Am Ende des Romans wird Tom sogar ein Remigrant, der „amerikanische Werte und Ideale [...] nach Europa importiert [...], um dort für amerikanische Ideale zu kämpfen“ (S. 99).

Friedrich Sally Grosshut gehört auch zu den deutschsprachigen Autoren, der in seinem unveröffentlichten Roman *Der Schwitzkasten* – entstanden in der ersten Hälfte der 50er Jahre – das US-amerikanische Leben recht genau und nicht ohne Sympathie beschreibt. *Der Schwitzkasten* ist ein Roman über das Arbeitsleben in einer Kleiderfabrik in New Jersey und unterscheidet sich grundlegend von anderen Exil-Arbeiten, weil die Hauptfigur des Romans in diesem Arbeitsleben angesiedelt ist und nicht außerhalb. Für die Hauptfigur ist Amerika „das Land der unbegrenzten Unmöglichkeiten“, aber auch ein Land, in dem man den politischen Unannehmlichkeiten in Deutschland gut entkommen kann: „1933 ist Vergangenheit, ‚Miss Arizonas‘ Brüste sind Gegenwart“ (S. 130).

Popp entdeckt bzw. wiederentdeckt auch Werke deutschsprachiger Autoren, die sich mit der amerikanischen Geschichte auseinandersetzen. Ein Kapitel ist dem historischen Roman über Amerika gewidmet, in dem sie sowohl bereits veröffentlichte und sogar populäre Bücher wie Victoria Wolffs *Stadt ohne Unschuld* (1956, engl. *Fabulous City*, 1957) oder Otto Schrags *Die Heuschrecken* (veröffentlicht 1943 in den USA als *The Locusts*

und 1948 in Deutschland) untersucht, als auch noch nicht publizierte Werke wie Heinrich Eduard Jacobs ambitionierten Roman *Babylon's Birthday* (geschrieben in den 50er Jahren). Respektvoll mit der amerikanischen Vergangenheit setzt sich z. B. Wolffs Roman über die Gründung des Staates California auseinander; die Entwicklung der Stadt Los Angeles verkaufte sich in Deutschland recht gut und wurde z. B. vom Bürgermeister von Los Angeles, Norris Poulson, gelobt. Über die Gründe des Erfolges formuliert Popp: „Im Gegensatz zu den meisten ihrer männlichen Kollegen, die wie Bertolt Brecht Kalifornien als ‚Hölle‘ verdammt, brachte Victoria Wolff ihrer neuen Heimat positives und tiefgehendes Interesse entgegen“ (S. 199). Schrags Epos, eine „ausführliche Schilderung einer Heuschreckenplage im Mittleren Westen der USA im ausgehenden 19. Jahrhundert“ (S. 220), wurde vom renommierten Richard Winston übersetzt und zu einem Bestseller in den USA, was Popp „umso erstaunlicher“ (S. 221) findet, „da sich der 650 Seiten lange Roman aus heutiger Sicht extrem langatmig und schwerfällig liest“ (S. 220). Nach der Veröffentlichung seines Roman-Erfolgs kehrte Schrag nach Deutschland zurück, wurde Unternehmer in Baden-Baden, arbeitete aber nie wieder literarisch: „Sein Erfolg in den USA“, sei „auf sein Gespür für gesellschaftlich relevante Themen der Zeit und auf seine Kenntnis amerikanischer Verhältnisse zurückzuführen“ (S. 229).

Heinrich Eduard Jacob war mit seinem Roman *Babylon's Birthday* weniger erfolgreich, aber gerade dieses breit angelegte Panorama des New Yorker Lebens im Jahre 1909, dem Jahr der 300. Wiederkehr der Entdeckung des Hudson-Flusses durch Henry Hudson, ist ein besonders interessanter literarischer und historischer Fund. Literarisch an John Dos Passos anknüpfend versuchte Jacob mit einem Erfolg, aber nicht zur Zufriedenheit seiner Verlagslektoren, die ganze Stadt in den Griff zu bekommen, die – so erklärt der Bürgermeister 1909 – „die Königin des Westens und des ganzen Jahrhunderts“ (S. 247) ist. Popp zeigt, dass besonders die deutschsprachigen Schriftsteller, die historische Romane schrieben, ein eher positives Amerika-Bild vermittelten. Auch waren diejenigen Autoren, die bereits in anderen Ländern Exilerfahrungen gesammelt hatten, eher geneigt, die Vorzüge Amerikas anzuer-

kennen. Gleichwohl wiederholten sich auch in diesen positiven Amerika-Darstellungen kulturelle Muster und Kritiken.

Popps Leistung für die Exilforschung besteht in Folgendem: Erstens gelingt es ihr, gängige und zumeist ohne Sachkenntnis wiedergegebene Vorurteile gegenüber der deutschsprachigen Exilliteratur und ihren Autoren zu widerlegen. Zweitens erschließt Popp einen überwiegend in Vergessenheit geratenen literarischen und historischen Schatz: viele immer noch nicht veröffentlichte Werke deutschsprachiger Exil-Autoren, die sich mit Amerika auseinandersetzen. Drittens, und aus US-amerikanischer Perspektive besonders ver-

dienstvoll, gelingt es Valerie Popp, eine andere, z. T. auch fremde, aber oft wohlwollende Sicht auf Amerika zu dokumentieren und zu analysieren. Es ist sehr zu wünschen, dass auch US-amerikanische Wissenschaftler diese verdienstvolle Arbeit zur Kenntnis nehmen.

Stephen Brockmann

Carnegie Mellon University Pittsburgh
Dept. of Modern Languages
Baker Hall 160
Carnegie Mellon
Pittsburgh, PA 15213
USA

RONALD WEBER

Peter-Hacks-Bibliographie. Verzeichnis aller Schriften von und zu Peter Hacks 1948 bis 2007 (Edition neue Klassik, Nr. 1), Verlag André Thiele, Mainz 2008, 267 S.

ANNETTE LOSE

Peter-Hacks-Vertonungen. Verzeichnis der Vertonungen lyrischer Werke von Peter Hacks 1949 bis 2008 (Edition neue Klassik, Nr. 2), Verlag André Thiele, Mainz 2009, 222 S.

Das Jahr 2008 war für die mit Peter Hacks befasste Nachwelt ein Jubiläumsjahr. Mit dem 80. Geburtstag des Dichters, der einer der meistgespielten und produktivsten Dramatiker der DDR gewesen war, setzte die öffentliche Auseinandersetzung mit Person und Werk nach Jahrzehnten beharrlichen Schweigens neu ein. Diese häufig zitierte „Renaissance“ des Autors wurde durch eine hitzige Debatte im Feuilleton eingeläutet, in dem der Name Hacks seitdem regelmäßig Erwähnung findet. Auch die literaturwissenschaftliche Hacks-Forschung wurde in diesem Jahr maßgeblich befördert, nachdem sie in den 1990er Jahren praktisch zum Erliegen gekommen war: Bei der ersten Peter-Hacks-Tagung am 8.11.2008 wurden sieben Vorträge zum Thema „Staats-Kunst“ präsentiert, die zu einer Reevaluierung des aufs Gleis des Stalinismus abgestellten Dichters beitrugen. Der daraus hervorgegangene Tagungsband (2009 erschienen im neu gegründeten Aurora-Verlag, der zur Eulenspiegel-Verlagsgruppe gehört) dokumentiert den gegenwärtigen *state of the art* in der germanistischen Beschäftigung mit Hacks, die durch die zweite Tagung am 7.11.2009

(zu „Brecht und Hacks“) weitere Impulse erhielt. Hervorzuheben ist auch der Aufsatz von Ursula Heukenkamp zu Hacks’ Position im literarischen Feld der DDR;¹ seit September 2007 gibt es darüber hinaus mit dem ARGOS eine vierteljährlich erscheinende Zeitschrift, in der literaturwissenschaftliche Beiträge zu „Leben, Werk und Nachwelt“ des Dramatikers erscheinen. Durch zwei vorliegende, hier zu besprechende Nachschlagewerke wird der Zugang zur Hacks-Literatur maßgeblich erleichtert. Diese Verzeichnisse bilden die ersten beiden Bände der Hacks-Enzyklopädie, die im Verlag André Thiele vorbereitet wird.

RONALD WEBERS *Peter-Hacks-Bibliographie* versammelt sämtliche Schriften von und zu Peter Hacks im Zeitraum von 1948–2007. Sie führt in einem ersten Teil die Werke des Dichters auf, und zwar in allen Druckfassungen, inklusive der vorhandenen Übersetzungen. Dies ist umso hilfreicher, als die 2003 im Eulenspiegel Verlag erschienene Werkausgabe letzter Hand nicht alle Texte aus Hacks’ Feder versammelt. Weder die frühe Agitprop-Lyrik² oder die ersten theoreti-

schen Essays noch die unter einem Pseudonym veröffentlichten Texte sind darin zu finden, während sie bei Weber sämtlich aufgeführt sind. Der Primärbibliographie folgt das Verzeichnis der Sekundärtexte, unterteilt in Einführungen, Sammelbände, Texte zur Biographie, zu Aspekten der Rezeption sowie Aufsätze über bestimmte Gattungen, einzelne Werken und theoretische Schriften. Den größten Raum nehmen Untersuchungen zum Dramenwerk bzw. zu einzelnen Stücken ein, inklusive der Theaterkritiken, die unter der Rubrik „Presse und Kritik“ ebenfalls nach Stücken geordnet sind. Das Register umfasst einen Titel- und Autorenindex, als Anhang ist ein Verzeichnis der Uraufführungen von Hacks' Stücken sowie eine Liste seiner Pseudonyme beigefügt. Die übersichtliche Textgestaltung ermöglicht sowohl das schnelle Aufinden von Quellen als auch den Einblick in die wechselhafte Verlaufsgeschichte der Hacks-Forschung.

Im zweiten Nachschlagewerk von ANNETTE LOSE wurden die Vertonungen lyrischer Werke von Hacks zwischen 1949 und 2008 zusammengestellt. Die Forschung allerdings hat bislang kaum Interesse für Hacks' poetisches Werk gezeigt – gemessen an der großen Popularität der Lyrik in Ost wie West sogar überraschend wenig. Die Beliebtheit der Gedichte spiegelt sich in der Anzahl der Vertonungen wider: Über 800 Titel führt Loses Verzeichnis auf, ein editorischer Kraftakt, der die beachtlichen Dimensionen eines bislang unbearbeiteten Feldes an der Schnittstelle von Literatur-, Kultur- und Musikwissenschaft absteckt. Die vorliegenden Vertonungen sind doppelt aufgeführt, in einem Komponisten- und einem Titelverzeichnis; eine sinnvolle Struktur, durch die auf ein Register verzichtet werden konnte. In Ersterem werden die Lebensdaten der Künstler aufgeführt, die Titel sind – abgesehen von editorisch unerlässlichen Angaben – um das Kompositionsjahr ergänzt.

Den Anhang bildet eine Auflistung der vorliegenden Film- und Tonaufzeichnungen.

Beide Verzeichnisse sind sorgfältig zusammengestellt und durch konzise und hilfreiche Verfasserkommentare eingeleitet. Durch die kompakte, aufs Notwendige reduzierte Gestaltung sind sie außerordentlich nutzerfreundlich und erleichtern die Arbeit der Hacks-Forscher erheblich. Deren Anzahl ist freilich nach wie vor überschaubar; auch harren zahlreiche Aspekte der Werkanalyse noch der Bearbeitung. So liegen so gut wie keine Untersuchungen zu den Nach-Wende-Stücken vor, auch Prosa, Lyrik und Essays wurden in ihrem Facettenreichtum bislang nur ungenügend wahrgenommen. Ob der Dramatiker Hacks bis auf Weiteres als Geheimtipp durchs Feuilleton gereicht wird oder das Jahr 2008 tatsächlich den Auftakt zu einer Rückbesinnung auf den Kopf der „sozialistischen Klassik“ bildete, wird sich zeigen. Der Literaturwissenschaft jedenfalls wurden mit den Peter-Hacks-Verzeichnissen für eine fundierte Neusichtung des Hacks'schen Œuvres Tür und Tor geöffnet.

Anmerkungen

- 1 Ursula Heukenkamp: „Eine Sache, die der Weltgeist vorgesehen hat, auf die kann man sich dann auch verlassen.“ Peter Hacks und die große Fehde in der DDR-Literatur. Zum 80. Geburtstag. In: *ZfGerm NF XVIII* (2008), H. 3, S. 625–633.
- 2 Peter Hacks verfasste nach seiner Übersiedlung in die DDR 1955 mehr als 50 Agitproptexte, u. a. den *Oktober-Song* sowie eine deutsche Fassung von *Bandiera Rosa*. Vgl. Peter Hacks: Agitprop (eingel. v. Annette Lose). In: *ARGOS 3* (2008), S. 263–295.

Bernadette Grubner

Freie Universität Berlin
Institut für Deutsche und Niederländische Philologie
Habelschwerdter Allee 45
D–14195 Berlin

MELANIE GRUNDMANN (Hrsg.)

Der Dandy. Wie er wurde, was er war. Eine Anthologie, Böhlau Verlag, Köln u. a. 2007, 199 S.

FERNAND HÖRNER

Die Behauptung des Dandys, transcript Verlag, Bielefeld 2008, 354 S.

Die vorliegende Anthologie wird durch ein elegantes, leider etwas kurzes Vorwort des ausgewiesenen Dandy-Forschers GÜNTER ERBE eröffnet. Die Einleitung von MELANIE GRUNDMANN ist kenntnisreich abgefasst und enthält sowohl aktuelle Forschungs- wie historische Primär-Literatur zum Dandy. Dem Credo der Anthologie entsprechend, dass es ‚den Dandy‘ schon immer gab, beginnt die Verfasserin mit Narziss als Vorfänger des Dandys in der griechischen Mythologie und verfolgt weitere Vorformen durch das England und Frankreich des 17. und 18. Jahrhunderts. So interessant es ist, sich mit den „Dandys ehe es Dandys gab“¹ zu befassen, so problematisch ist es, die Historizität des Phänomens aus dem Blick zu verlieren. Grundmann, die eher das Verbindende sucht als Differenzen herausarbeitet, kann somit nicht wirklich deutlich machen, worin sich der Dandy des 19. Jahrhunderts von den ihm vorausgehenden *muscadins*, den *macarones*, den *fats* und den *lions* unterscheidet. Dasselbe Problem betrifft die dandyistischen Ausläufer der Postindustrialisierung: Künstler-Dandy und Playboy. Sind nicht schon Balzac und Baudelaire als Künstler-Dandys zu bezeichnen? Ist der unironische, harmlose, vielleicht sogar dümmliche oder geschmacklose Playboy noch ein Dandy? Auch ist es angebracht, bezüglich „der Gentleman-Qualitäten des Dandys“ (S. 1) Vorsicht walten zu lassen, denn nicht umsonst beschreibt Andreas von Balthesser den Dandy als jemanden, der anderen Dinge zufügt, die diese nicht vertragen, was der Gentleman unfehlbar vermeide.²

Entgegen der universalisierenden Tendenz der Einleitung stammen die edierten historischen Dandy-Texte aus der Blütezeit der Dandyismus, hauptsächlich aus dem 19. und 20. Jahrhundert.³ Sie werden jeweils von kurzen kontextualisierenden Zusammenfassungen eingeführt. Die Einführungen enthalten keine Fußnoten, die Texte selbst sind jedoch mit Begriffs- und Personenerläuterungen annotiert. Die Vielfalt der präsentierten Texte geht über den Rahmen des Erwartbaren hinaus: Neben Ausschnitten aus Werken bekannt-

ter Dandy-Schriftsteller wie Edward Bulwer-Lytton und Alfred de Musset enthält der Band viele bisher unbekannte Quellen, hauptsächlich französische und englische Zeitungs- und Zeitschriftenartikel, die für eine Rekonstruktion des zeitgenössischen Diskurses um den Dandy hochinteressant sind. So informieren sie z. B. über die Eigenheiten der englischen und französischen Ausprägungen. Während die englischen Dandys strenge Formen pflegten, führte der Dandy in Paris ein lockeres Leben im Kontakt mit verschiedenen sozialen Schichten. Zentral ist für alle Dandys die Philosophie der Kleidung, deren Prinzipien und Extravaganz mehrfach angesprochen werden. Neben dem bekannten Schlichtheits- und Harmoniegebot wollte man schließlich auch verblüffen. Entsprechend trug ein amerikanischer Dandy so enge Hosen, dass sie, als er einer Lady das Taschentuch aufhob, mit einem lauten Knall platzten. Neben Frack und Schnupftabakdose avancierten gelbe Handschuhe so sehr zum Markenzeichen, dass man die Träger danach *gants jaunes* benannte. Außerdem besaß ein französischer Dandy mindestens 53 Westen, 25 Krawatten und ebenso viele Stöcke. Dieser Kult der Kleidung muss jedoch nicht teuer sein, denn das größte Geheimnis der vestimentären Herrschaft eines Dandys über die Gesellschaft ist es, seinen Schneider niemals zu bezahlen und dies auch nicht beabsichtigt zu haben.

Die Texte haben oft einen ironischen Unterton, da sie nicht nur Vollblutdandys, sondern auch Möchtegern-Dandys und erfolglose Nachahmer behandeln. Geboten werden *last but not least* Ausschnitte oder Zusammenfassungen vom Leben berühmter Männer wie George Villiers, second Duke of Buckingham oder Graf Albert Guillaume von Orsay. Schade ist, dass außer Hermann Fürst von Pückler-Muskau keine deutschen Texte vertreten sind; es fehlen zudem weibliche Dandys, sowohl als streitbares Thema und literarische Figuren als auch dandyistische Schriftstellerinnen, wie z. B. Vita Sackville-West, Djuna Barnes oder Franziska zu Reventlow. Das Quellenverzeichnis

ist in editorischer Hinsicht problematisch, da auch Quellen aus dem Internet verwendet wurden, wodurch entweder eine gesicherte Textgrundlage oder Orts- und Zeitangaben zur Publikation fehlen. Es ist anzunehmen, dass die Übersetzung und z. T. die neue Titelseite der edierten Texte auf die Herausgeberin zurückgehen. Ersteres ist eine beachtliche Leistung, die durchaus der Erwähnung wert gewesen wäre.

FERNAND HÖRNERS Monographie berücksichtigt neben Autoren wie Balzac, Byron, Carlyle, Gautier, Baudelaire und Wilde ebenfalls weniger bekannte Texte zum Dandy. Auch journalistische, essayistische und biographische Darstellungen sind für die Geschichte des Dandys zentral, insbesondere der Essay und die Anekdote. Diese Öffnung des Blicks verdankt die Studie ihrer Kombination eines von Michel Foucault inspirierten diskursanalytischen Ansatzes mit dem Konzept der Behauptung. Dieses interessiert sich dafür, wie sich jemand (Autor, Erzähler oder Figur) als Dandy definiert, was über einen solchen Dandy behauptet wird und wie sich diese spezifische Vorstellung gegenüber anderen Interpretationen durchsetzen kann. Somit hat die Behauptung einen positivistischen und einen performativen Aspekt zugleich: Dass eine Aussage gemacht wird, ist der positivistische Anteil, dass durch diese Aussage Wirklichkeit geschaffen wird und sie sich durchsetzen kann, ist der performativen Aspekt. Der Vorteil von Hörners Ansatz ist es, psychologisierenden Zirkelschlüssen von der Biographie eines dandyistischen Schriftstellers auf sein Werk und umgekehrt sowie normativen Dandyismuskonzepten zu entgehen. Ein Nachteil ist jedoch die Abhängigkeit von einem positiven Befund: „Um von der Behauptung eines Dandys zu sprechen, ist es unabdingbar, dass der Begriff Dandy überhaupt verwendet wird“ (S. 34). Somit sind für diesen Ansatz alle Texte, die sich nicht selbst explizit als dandyistisch etikettieren, nicht erfassbar.

Um sich als Dandy zu behaupten, ist nach Hörner der Rückgriff auf die Begriffe ‚Originalität‘ und ‚Exzentrik‘ üblich. Die gegensätzlich angelegten Begriffe eröffnen ein paradoxes Spannungsfeld, das im Bereich der Selbst- und Fremdzuschreibungen zwischen England und Frankreich virulent wird. Dadurch wird das Paradox als zentrales Moment des Dandyismus einsehbar, was

Hörner zwar bemerkt, aber leider nicht systematisiert. Über die für das Dandytum charakteristische Verschränkung von Frankomanie und Anglophilie hinaus kann Hörner an der Unklarheit des etymologischen, historischen und kulturellen Ursprungs zeigen, dass das Dandytum als universell behauptet werden soll. So werden von historischen Dandytheoretikern und aktueller Forschung Richelieu, Napoleon, Petrarca und Alkibiades als Dandys gesehen und schottische, argentinische, nordamerikanische und chinesische Dandys entdeckt. Von besonderem Interesse ist dabei das Phänomen des *black dandy*, das in Amerika in den 1820er und 1830er Jahren in so genannten *minstrels shows* zeitgleich zur literarischen Erschließung der Figur in Europa erscheint. Der schwarze Dandy der amerikanischen Musik-, Tanz- und Rezitationsshows des 19. Jahrhunderts kann sowohl als komische Figur, als Parodie des weißen Dandys oder als Protest gegen die Unterdrückung der Schwarzen gelesen werden.

Wohl um dem unklaren Ursprung des Dandys abzuhelfen, wird vielfach George Bryan Brummell als der Beginn des Dandytums inszeniert: Er sei sein unerreichbares Original und einziger ‚echter‘ Vertreter. Über die literarische Gattung der Anekdote gelingt es Hörner, Brummells Doppelfunktion als historische und literarische Figur neu zu beleuchten: Brummel gilt als genialer Erfinder von Anekdoten, die im Graubereich zwischen Fiktion und Realität kursieren. Deutlich wird dies daran, dass die Anekdoten zwischen verschiedenen Gattungen, Memoiren, Biographien, Essays und *fashionable novels* hin- und herwandern und sich durch suggerierte Mündlichkeit zu authentifizieren trachten. Aus Brummells anekdotischer (Selbst-)Behauptung entstehe zudem eine literarische Tradition: Brummell sei das Vorbild für Byron, auf welchen wiederum die nachfolgenden Autoren Bezug nehmen. Als systematisch synkretistisch erweist sich dabei ein weiterer berühmter Dandy: Oscar Wilde. Wilde konzipiert seinen Dandyentwurf aus intertextuellen Bezugnahmen von Byron bis Baudelaire. Byrons Verzschmelzung von Leben und Werk spitzt er zum Leben als ‚wahre‘ Kunst zu. Durch diese Zu- spitzung und indem er sich der neuen Möglichkeiten der Werbung bedient, kommerzialisiert Wilde die *l'art pour l'art*-Philosophie auf paradoxe Weise. Wildes Vorgehen verweist darauf, dass die

modernen Mechanismen des Auraverlustes und der (technischen oder medialen) Reproduzierbarkeit nicht notwendig zum Ende des Dandytums führen müssen. Die Reproduzierbarkeit des Dandys war schon in der Dandy-Literatur des 19. Jahrhunderts angelegt, wie Hörner überzeugend nachweisen kann. Deren Protagonisten gelangten nämlich jeweils über Vorbilder zum Dandyismus, die ihrerseits das Urbild Brummell nachahmten. Auch macht Hörner auf die wissenschaftshistorische Konstante aufmerksam, das Ende des Dandytums zu verkünden, was die Funktion habe, das jeweils beforschte Dandytum als einmalig zu behaupten. Hörner plädiert dafür, dass man „die Performanz des Dandys in Bezug auf jeweils zeitgenössische Entwicklungen in der Kunst betrachten, neu interpretieren und das Kunstwerk Dandy als Inbegriff der jeweils aktuellen künstlerischen Entwicklungen behaupten“ (S. 288) kann. Diese Sichtweise setzt Hörner in seiner eigenen, gewagten Behauptung des schwarzen Rappers als Dandy der Zukunft um. Sie ist jedoch im Anschluss

an die Tradition des *black dandy* und über die dandyistischen Elemente der *coolness*, Redegewandtheit, hochgradigen Selbststilisierung sowie über die direkten Bezugnahmen auf das Dandytum und seine Protagonisten durchaus begründbar.

Anmerkungen

- 1 Vgl. Jules Barbey d'Aurevilly: Ein Dandy ehe es Dandys gab. In: Ders.: Über das Dandytum und über George Brummell. Ein Dandy ehe es Dandys gab, Berlin 2006, S. 95–122.
- 2 Vgl. Richard Schaukal: Leben und Meinungen des Herrn Andreas von Balthesser, eines Dandys und Dilettanten, München, Leipzig 1907, S. 26.
- 3 Leider ist die Datierung mancher Texte auch anhand des Quellenverzeichnisses nicht eruierbar.

Isabelle Stauffer

Johannes Gutenberg-Universität Mainz
Deutsches Institut
Jakob-Welder-Weg 18
D-55099 Mainz

WOLFGANG HALLET, BIRGIT NEUMANN (Hrsg.)

Raum und Bewegung in der Literatur. Die Literaturwissenschaften und der spatial turn, transcript verlag, Bielefeld 2009, 409 S.

Der *spatial turn* ist für das kulturwissenschaftliche Begriffsinventar, so scheint es, unverzichtbar geworden. Er führt uns heraus aus dem *container-Raum* und mitten hinein in dynamische, sozial konstituierte Räume, die nurmehr als „relationale (An)Ordnung von Lebewesen und sozialen Gütern“¹ bestehen. Eine Fülle von Publikationen hat dieser *turn* ausgelöst, die sich der Vermessung der neuen Räumlichkeiten sowie der Auslotung spatialer Dimensionen von Wissenschaften und Künsten widmen.²

Mit dem Verhältnis von Raum und Literatur befasst sich der von den Anglisten WOLFGANG HALLET und BIRGIT NEUMANN herausgegebene Band. Anders als diejenige literaturwissenschaftliche Forschung, die sich auf die Beschreibung und Darstellung von (realen oder imaginierten) Räumen in Texten beschränkt, haben sie sich zum Ziel gesetzt, die „sowohl repräsentierende wie performative Dimension“ (S. 16) literarischer Raum-

ordnungen herauszuarbeiten, um die Spannung zwischen Materialität des Raumes, kultureller Symbolisierung und literarischer Repräsentation gerade in ihrer wechselseitigen Konstruktion zu verdeutlichen. Darin sind sie den sozialkonstruktivistischen und handlungsorientierten Ansätzen Henri Lefebvres, Michel Foucaults und Edward W. Sojas ebenso verpflichtet wie den kultursemiotischen Ernst Cassirers, Jurij M. Lotmans und Michail M. Bachtins. Durch Parameter wie Raumrepräsentation und Raumpoiesis, Bewegung und Wahrnehmung, Chronotopoi, *mapping* sowie Raumepistemologien soll der dynamische Raumbegriff des *spatial turn* mit den eher narratologisch orientierten Fragen der Raumdarstellung verbunden und für die Literaturwissenschaft fruchtbar gemacht werden.

Auf das Vorwort, in dem die Herausgeber die sich daraus ergebenden Forschungsfelder vorstellen, folgen vier Sektionen, die verschiedene

systematische Aspekte des Themas hauptsächlich anhand der erzählenden Literatur und des Dramas untersuchen. Gerade wegen der komplexen Problemstellung ist nicht nur das Erkenntnisinteresse der einzelnen Beiträge, sondern es sind auch die zugrundegelegten Raumkonzepte und vor allen Dingen die Ebenen, auf denen damit operiert wird, disparat und nicht immer aufeinander zu beziehen. Es werden jedoch stets kanonische Texte der Raumtheorie zugrundegelegt, so dass eine Gesamtbibliographie (ebenso wie ein Autorenverzeichnis) hilfreich wäre, zumal *ein Anspruch* des Bandes darin besteht, „den Einstieg in die Materie und [...] die Wahl passender Konzepte“ (S. 12) zu ermöglichen. Dies tut aber dem grundsätzlichen Gewinn der Lektüre keinen Abbruch. Angesichts des Umfangs des Bandes kann im Folgenden allerdings nicht auf alle Beiträge eingegangen werden.

In der ersten Sektion „Raumkonzepte (in) der Literaturwissenschaft“ werden unterschiedliche Zugänge zum Raumproblem vorgestellt, beginnend mit den „Darstellungs- und Strukturierungsverfahren“ (S. 44) bezüglich des Raums „als zentralem Teil fiktionaler Wirklichkeitskonstruktion“ (S. 34) in Romanen, wie sie ANSGAR NÜNNING ausführt. Dem hier formulierten Desiderat einer näheren Auseinandersetzung mit den Arbeiten Bachtins und Lotmans kommt MICHAEL C. FRANK nach. Indem er sie nach dem Anteil der Literaturwissenschaften am *spatial turn* befragt, leistet er auch eine Modifikation und produktive Öffnung des Lotman'schen Modells von Raum und Bewegung im ‚sujethaften‘ Text, und verbindet das dadurch gewonnene Instrumentarium mit Bachtins Analysekategorie des Chronotopos. Neben diesen eher narratologisch orientierten Ansätzen werden auch solche vorgestellt, die sich mit dem Verhältnis von Produktion und Repräsentation von Raum beschäftigen. Insbesondere die Herausgeber nehmen diese Prozesse wechselseitiger Konstruktion in den Blick. So entwickelt WOLFGANG HALLET eine Poetik der postmodernen „fictions of space“, die das intrikate Verhältnis von kulturell präfigurierter Wahrnehmung von Raum, der Produktion imaginativer Topographien und den Möglichkeiten einer Refiguration real vorfindlicher Räume zu bestimmen sucht. Ebenso wie Hallet hier nach den raumepistemologischen Leistungen von Literatur fragt, stellt auch BIRGIT

NEUMANN die Bedeutung literarischer Entwürfe für die Raumkonstitution heraus, wenn sie den Kontrast zwischen kolonial-binären Raummodellen und den im Zuge postkolonialen *re-mappings* sich eröffnenden Kontaktzonen und ‚Räumen des Dritten‘ deutlich macht.

„Andere“ Räume beschäftigen auch die Beiträge der zweiten Abteilung „Kulturelle Wissensräume (in) der Literatur“, doch bezieht sich dies weniger auf das geographisch Entfernte und Fremde, als damit epistemisch andere Räume gemeint sind: exklusive und restriktiv behandelte, im Sinne Foucaults heterotop organisierte Räume, in denen kulturelles Wissen zirkuliert, es vorgeführt und reflektiert wird. Mit der Rolle des frühneuzeitlichen Theaters als Wissens- und Ordnungsraums des noch jungen British Empire beschäftigen sich SIBYLLE BAUMBACH und CHRISTOPH EHLAND, wobei sie jeweils die Wechselwirkung von Texträumen, (theatralen) Handlungsräumen und Orten (konkreter Theaterarchitektur) für die Untersuchung frühneuzeitlicher Raum- und Wissensordnungen fruchtbar machen.

Dass Raumordnungen mit Oppositionen operieren und somit das räumlich Ausgelagerte oder ‚Andere‘ stets das ‚Eigene‘ reflektiert, wird auch in der dritten Abteilung zu „Raumerfahrungen und Subjektverortungen“ deutlich. Das Verhältnis von Raum, Nationalität und Geschlecht untersucht etwa STEFANIE BOCK. Über emotionalisierter, ‚gestimmte‘ Erzählräume erfolgt die Konstitution kollektiver und nationaler Identitäten, in Sybil Spottiswoodes *Her Husband's Country* (1911) erscheint so der Schwarzwald als Projektionsraum des Anti-Britischen und Anti-Emanzipatorischen.

Im Rahmen der vierten Sektion „Gattungsspezifische Perspektiven auf Raum und Bewegung“ zeigt JANINE HAUTHAL, wie in der Überblendung der unterschiedlichen räumlichen Dimensionen des postmodernen Theaters metatheatrale Elemente ausgestellt werden und kommt damit zu ähnlichen Ergebnissen wie die oben erwähnten Beiträge zum Drama der Frühen Neuzeit: Indem Räume im Theater auf vielfältige Weise inszeniert und erst konstituiert werden, wird es zum Ort der Kommunikation, Problematisierung und Reflexion von Wissen.

Diese wenigen Beispiele machen das Erkenntnispotential dynamischer Raumkonzepte für die

Literaturwissenschaft bereits deutlich. Zugleich werden aber auch „Segen und Fluch“ von Gegenständen aus dem Bereich der Gegenwartsliteratur deutlich, wie sie der überwiegende Teil der übrigen Beiträge untersucht – handelt es sich dabei doch um Werke, die sich ihrer eigenen (raum)-theoretischen Voraussetzungen häufig allzu bewusst zu sein scheinen. Diese „medial selbstreflexive“ Dimension der Untersuchungsobjekte (S. 26) wird in der Einleitung als besonders fruchtbare für die Fragestellung herausgestellt – und es wird ja auch der *spatial turn* selbst als „Kind der Postmoderne“³ aufgefasst.

Dennoch stellt sich gerade anhand der zuletzt genannten Beiträge zum Theater die Frage, ob der Reiz, die Relevanz und die Anwendbarkeit solcher dynamischen Raumkonzepte nicht jenseits postmoderner Medienreflexion und auf der Grundlage eines historisch erweiterten Spektrums noch deutlicher zu machen wären. Für die

weitere Auseinandersetzung mit Raum und Literatur bietet der Band jedenfalls wichtige Anregungen.

Anmerkungen

- 1 Martina Löw: Raumsoziologie, Frankfurt a. M. 2001 (3²⁰⁰⁷), S. 154.
- 2 Vgl. zuletzt den ebenfalls im transcript Verlag erschienenen Band Jörg Döring, Tristan Thielmann (Hrsg.): Spatial Turn. Das Raumparadigma in den Kultur- und Sozialwissenschaften, Bielefeld 2008.
- 3 Doris Bachmann-Medick: Cultural Turns. Neuorientierungen in den Kulturwissenschaften, Reinbek b. Hamburg 2006 (3²⁰⁰⁹), S. 284.

Julia Weitbrecht

Humboldt-Universität zu Berlin
SFB 644 Transformationen der Antike
Unter den Linden 6
D-10099 Berlin

Informationen

In eigener Sache

Mit diesem XX. Jahrgang der Neuen Folge verabschieden wir gleich zwei unserer langjährigen Herausgeber(innen), die seit den frühen 1990er Jahren wesentlich das Profil der *ZfGerm* prägten: INGE STEPHAN und WERNER RÖCKE beginnen bereits im vergangenen Jahr ihren 65. Geburtstag. Für uns ist dies auch Anlass, Inge Stephan und Werner Röcke für die jahrelange engagierte, konstruktive und immer auch freundschaftliche Zusammenarbeit in unserem Herausgeberkollegium noch einmal unseren ganz besonderen Dank auszusprechen.

Vor allem die von Inge Stephan verantworteten Schwerpunktthefte zu Jakob Michael Reinhold Lenz, zur Interkulturalität oder zu den Gender-Studien sowie die von Werner Röcke initiierten Akzentsetzungen zur Historischen Anthropologie, zu Komiktheorien in der Frühen Neuzeit, aber auch zur Auslands-Germanistik stärkten das Profil unserer Zeitschrift.

Wir wünschen Inge Stephan und Werner Röcke, dass sie beide weiterhin wissenschaftlich kreativ und auch unserer Zeitschrift stets verbunden bleiben.

Das Redaktionskollegium

Bericht über Stand und Entwicklung von H-Germanistik Netzwerk für literaturwissenschaftlichen Wissenstransfer

Am 25.2.2005 startete H-Germanistik als „Netzwerk für literaturwissenschaftlichen Wissenstransfer“ mit 15 Abonnenten. Die Mailingliste, deren ehrenamtlich tätige Herausgeber und zugleich Redaktion Constanze Baum (TU Berlin), Dr. Mark-Georg Dehrmann (Universität Hannover), Dr. Timo Günther, Dr. Markus Malo¹ (Universitätsbibliothek Stuttgart) und Dr. Alexander Nebrig (HU Berlin) bilden, hat einen kontinuierlichen Zuwachs zu verzeichnen. Bis heute ist die Zahl der Abonnenten auf 5.000 gestiegen (Stand: November 2009). Allein 2008 gab es über 1.200 Neuankündigungen. Auffällig ist die starke Bindung der Nutzer an die Liste. Weniger als 500 haben den Dienst wieder abbestellt, die große Mehrheit bezieht die Ankündigungen ohne Unterbrechung. Nur sieben der insgesamt 176 im H-Net („Humanities-Network“; <www.h-net.org>) angesiedelten Mailinglisten werden damit intensiver genutzt als H-Germanistik.

Mehr als 85% der Nutzer sind als Mitglieder einer universitären Institution bei H-Germanistik gemeldet, annähernd 6% haben sich als Universitätsprofessoren in die Liste eingetragen, über 20% der Mitglieder sind promoviert. H-Germanistik-Abonnenten finden sich aber auch in Verlagen, Printmedien, der Presse- und Öffentlichkeitsarbeit oder als Fachreferenten von Bibliotheken.

Das starke Anwachsen der Nutzerzahlen ist einerseits auf Weiterempfehlungen durch Nutzer zurückzuführen, andererseits auf gezielte Werbemaßnahmen. Verweise auf H-Germanistik finden sich mittlerweile auf vielen Internetseiten anderer germanistischer oder geisteswissenschaftlicher Projekte und Institutionen. Projektdarstellungen sind in der *Zeitschrift für Germanistik* (N.F. 15 [2005], H. 3), der *Geschichte der Germanistik* (27/28, 2005), im *Bibliotheksdienst* (39 [2005], H. 12) und im *Rundbrief der Deutschen Gesellschaft*

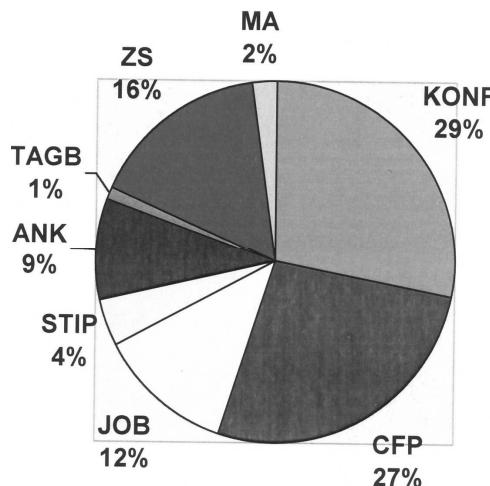
für die Erforschung des 18. Jahrhunderts erschienen. Über H-Germanistik wurde auch in den Printmedien berichtet: Im Berliner *Tagesspiegel* („Neues Germanistenportal online“, 9.7.2005, S. B5) und in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* („Schneller Zugriff“, 29.6.2005, S. N3).

Nur grob lässt sich die Zahl der ‚passiven‘ Nutzer abschätzen, also derjenigen, die H-Germanistik nicht abonniert haben, aber über die Datenbanken der *Virtuellen Fachbibliothek Germanistik* (s.u.), über unser Archiv oder über die via H-Net zugänglichen RSS-Feeds auf H-Germanistik Ankündigungen zugreifen.

Unser Informationsangebot wird nicht nur in den deutschsprachigen Ländern, sondern weltweit genutzt. Dies zeigt eine Aufschlüsselung der Abonnenten nach Herkunftslandern wie auch eine Analyse der von uns versandten Emails, von denen ein bedeutender Teil Tagungen und Veranstaltungen im europäischen und außereuropäischen Ausland betrifft. Durch H-Germanistik bekommen auch diejenigen Länder einen besseren Zugang zum aktuellen Fachgeschehen, die bislang – oft aus finanziellen Gründen – die aktuellen Forschungstrends nur mit großer Verspätung wahrnehmen konnten.

Die steigende Bedeutung von H-Germanistik belegt aber auch die zunehmende Anzahl von Ankündigungen, die über die Liste verschickt werden. Waren es in den Anfangsmonaten ein bis zwei Nachrichten pro Tag, so sind es inzwischen durchschnittlich vier bis sechs (Jahreswert 2008: ca. 900 versandte Nachrichten, Verteilung der unterschiedlichen Rubriken vgl. Graphik). Während in der Anfangszeit oft Veranstalter aktiv auf die Liste hingewiesen werden und um die Einsendung von Informationen gebeten werden müssen, erreichen Ankündigungen nun in der Regel ohne Nachfrage die H-Germanistik Redaktion.

H-Germanistik
Netzwerk für literaturwissenschaftlichen Wissenstransfer



[Verteilung der versandten Ankündigungen 2008: KONF = Tagungen, Konferenzen etc.; CFP = Call for papers; MA = Masterstudiengänge; ZS = Inhalte von Fachzeitschriften; JOB = Stellenangebote; STIP = Stipendien; ANK = Workshops etc.; TAGB = Tagungsberichte]

Seit Anfang 2006 kooperiert H-Germanistik mit der *Virtuellen Fachbibliothek Germanistik* (<www.germanistik-im-netz.de>). Diese ist an der Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt a. M. angesiedelt. Projektpartner sind der *Deutsche Germanistenverband*, das *Deutsche Literaturarchiv Marbach*, eine Initiativgruppe von Professor(inn)en der Germanistik, die *Herzogin Anna Amalia Bibliothek Weimar*, die *Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel*, das *Portal Literaturwissenschaftliche Rezensionen (Lirez)*, das digitale Zeitschriftenarchiv *DigiZeitschriften* sowie das *Zentrale Verzeichnis Digitalisierter Drucke (zvdd)* und die *Bibliothek des Instituts für Deutsche Sprache Mannheim*. Ziel der von der DFG geförderten *ViFa* ist es, „ein Fachportal für die Germanistik aufzubauen, das ausgewählte elektronische und konventionelle Medien und Informationsquellen unter einem Dach bündelt und dem Nutzer bequeme, strukturierte Zugriffsmöglichkeiten anbietet – ein Work-in-Progress-Unternehmen, das die kontinuierliche Datenpflege sicherstellt wie auch die Erweiterung seines Angebotes anstrebt“.² Die Germanistik hat damit erstmals eine zentrale Anlaufstelle im Internet. Die *Virtuelle Fachbibliothek* gliedert sich einerseits

in einen Fachinformationsführer, andererseits einen Fachkommunikationsführer. Während der erste verschiedene Mittel der Literaturrecherche miteinander vernetzt und teils neu zur Verfügung stellt, erschließt der Kommunikationsführer aktuelle Informationen zum Fachgeschehen. Sein Angebot wird zu einem bedeutenden Teil von H-Germanistik bereitgestellt. H-Germanistik handelt dabei als eigenständiger Kooperationspartner und ist als solcher auf den Seiten der *Virtuellen Fachbibliothek* präsent.

Um die Zusammenarbeit technisch zu ermöglichen, hat die *Virtuelle Fachbibliothek* eine Datenbank entwickelt, die an unsere Anforderungen angepasst wurde. Sie erlaubt eine leichtere Verwaltung unserer Daten und den reibungslosen Export in die Bestände der *Virtuellen Fachbibliothek*.

Die doppelte Verwertung unserer Informationen hat H-Germanistik noch stärker im Fach etabliert. Die Nutzer haben nun weiterhin die Möglichkeit, unsere Informationen im Sinne eines „push“-Mediums „ins Haus“ zu bekommen. Gleichzeitig können diese durch gezielte Suche und im Kontext von Recherchen zu spezifischen Interessen und Themen über die *Virtuelle Fachbibliothek* recherchiert werden. Im September 2008

wurde zusammen mit der ViFa ein neues Einstellverfahren für unsere Anbieter entwickelt. Seitdem ist es möglich unter <www.germanistik-im-netz.de/h-germanistik> Ankündigungen direkt in das Datenbanksystem einzuspeisen. Dieses neue Verfahren erlaubt es, Ankündigungen schneller als bisher zu bearbeiten und zu verschicken.

2007 war H-Germanistik offizieller Medienpartner des *Jahrs der Geisteswissenschaften*. In dieser Funktion haben wir über die regelmäßige Versendung von Newslettern wesentlich dazu beigetragen, dass die Geisteswissenschaften und insbesondere die Germanistik einem breiten Kreis der Öffentlichkeit nähergebracht wurden und damit das *Jahr der Geisteswissenschaften* zu einem Erfolg werden konnte.

Die ehrenamtlich tätigen Herausgeber von H-Germanistik möchten sich mit dem bislang Erreichten nicht zufriedengeben. Künftig sollen unter Beibehaltung der bewährten arbeitsteiligen Kooperationen – etwa mit den Rezensionsdiensten *IASL-online* und *Literaturkritik.de* – weitere Angebote für die Fachgermanistik geschaffen werden, die den Anspruch, ein „Netzwerk für literaturwissenschaftlichen Wissenstransfer“ zu sein,

noch stärker in den Vordergrund stellen. Hierzu zählt z. B. die verstärkte Publikation von Tagungsberichten.

Anmerkungen

- 1 Markus Malo betreut dabei den Versand der aktuellen Inhaltsverzeichnisse von Fachzeitschriften über die Liste.
- 2 Vgl. <www.germanistik-im-netz.de/gin-partner.html>.

Constanze Baum
Mark-Georg Dehrmann
Timo Günther
Markus Malo
Alexander Nebrig

H-Germanistik
c/o Freie Universität Berlin
Institut für Deutsche und Niederländische Philologie
Habelschwerdter Allee 45
D-14195 Berlin
Email: Redaktion@H-Germanistik.de
<<http://www.h-germanistik.de>>
<www.germanistik-im-netz.de/h-germanistik>

Eingegangene Literatur

Abel, Julia, Andreas Blödorn, Michael Scheffel (Hrsg.): *Ambivalenz und Kohärenz. Untersuchungen zur narrativen Sinnbildung*, wvt, Trier 2009, 276 S.

Albrecht Classen: *Studien zu Martin Montanus*, Hans Wilhelm Kirchhof und Michael Lindecker, wvt, Trier 2009, 200 S.

Andreotti, Mario: *Die Struktur der modernen Literatur*, UTB, Haupt Verlag, Bern 2009, 488 S.

Ansel, Michael, Hans-Edwin Friedrich, Gerhard Lauer (Hrsg.): *Die Erfindung des Schriftstellers Thomas Mann*, Verlag Walter de Gruyter, Berlin, New York 2009, 494 S.

Aurnhammer, Achim, Hans-Jochen Schiewer (Hrsg.): *Poeten und Professoren. Eine Literaturgeschichte Freiburgs im Porträt*, Rombach Verlag, Freiburg i. Br. u. a., 2009, 328 S.

Bayer, Frauke: *Mythos Ophelia. Zur Literatur- und Bild-Geschichte einer Weiblichkeit* im-
agination zwischen Romantik und Gegenwart, Er-
gon Verlag, Würzburg 2009, 364 S.

Bayer, Ulrike (Hrsg.): *Johann Wolfgang von Goethe: „Die Actenstücke jener Tage sind in der größten Ordnung verwahrt . . .“*. Goethe und die Gründung der Jenaischen Allgemeinen Li-
teraturzeitung im Spiegel des Briefwechsels mit Carl Abraham Eichstädt, Wallstein Verlag, Göttingen 2009, 652 S.

Blosen, Hans. Per Boerentzen, Harald Pors (Hrsg.): *Hans Sachs, Jost Amman. Das Ständebuch*, Bd. 1: Text, 301 S.; Bd. 2: Materialien, Aarhus University Press, 2009, 251 S.

Cantarutti, Giulia, Paola Maria Filippi (Hrsg.): *La lingua salvata. Scritture tedesche dell'esilio e della migrazione*, edizioni osiride, Rovereto 2008, 157 S.

Clauss, Martin, Manfred Seidenfuß (Hrsg.): *Das Bild des Mittelalters in europäischen Schulbüchern*, LIT Verlag, Berlin 2007, 364 S.

Colvin, Sarah, Helen Watanabe-O'Kelly (Hrsg.): *Warlike Woman in the German Literary and Cultural Imagination since 1500*, Camden House, Rochester, New York 2009, 313 S.

Conermann, Klaus (Hrsg.): *Martin Opitz. Briefwechsel und Lebenszeugnisse. Kritische Edition mit Übersetzung*, 3 Bde., Verlag Walter de Gruyter, Berlin, New York 2009, 2024 S.

Dallapiazza, Michael: *Wolfram von Eschenbach: Parzival*, Erich Schmidt Verlag, Berlin 2009, 198 S.

Daniel Fritsch: *Georg Simmel im Kino. Die Soziologie des frühen Films und das Abenteuer der Moderne*, transcript verlag, Bielefeld 2009, 245 S.

Daub, Adrian: „*Zwillingshafte Gebärden*“. Zur kulturellen Wahrnehmung des vierhändigen Klavierspiels im neunzehnten Jahrhundert, Verlag Königshausen & Neumann, Würzburg 2009, 257 S.

Delabar, Walter: *Klassische Moderne. Deutschsprachige Literatur 1918–33*, Akademie Verlag, Berlin 2010, 255 S.

Deutsch als Fremdsprache, Heft 3/2009, 46. Jg., Langenscheidt Verlag, S. 129–155.

DVjs, Heft 4/2009, 83. Jg., Verlag J. B. Metzler, Stuttgart, Weimar, S. 504–666.

Fähnders, Walter, Henning Zimpel (Hrsg.): *Die Epoche der Vagabunden. Texte und Bilder 1900–1945*, Klartext Verlag, Essen 2009, 317 S.

Fauth, Søren R., Rolf Parr, Eberhard Rohse (Hrsg.): „*Die besten Bissen vom Kuchen*“. *Wilhelm Raabes Erzählwerk: Kontexte, Subtexte, Anschlüsse*, Wallstein Verlag, Göttingen 2009, 358 S.

Fischborn, Gottfried (Hrsg.): *Alfred Matusche. Dramen*, VAT Verlag André Thiel, Mainz am Rhein 2009, 440 S.

Fischborn, Gottfried (Hrsg.): *Das Lied seines Weges. Festschrift für den Dichter Alfred Matusche (1909–1973)*, VAT Verlag André Thiel, Mainz am Rhein 2009, 302 S.

Fröhlich, Gerhard, Boike Rehbein (Hrsg.): *Bourdieu Handbuch. Leben – Werk – Wirkung*, J. B. Metzler Verlag, Stuttgart, Weimar 2009, 405 S.

Gamper, Michael: *Elektropoetologie. Fiktionen der Elektrizität 1740–1870*, Wallstein Verlag, Göttingen 2009, 331 S.

Geier, Andrea, Jan Süselbeck (Hrsg.): *Konkurrenz. Konflikte. Kontinuitäten. Generationenfragen in der Literatur seit 1990*, Wallstein Verlag, Göttingen 2009, 206 S.

Jahresschriften der Claudius-Gesellschaft 18 (2009), Stamp Media GmbH, Kiel 2009, 64 S.

Japanische Gesellschaft für Germanistik (Hrsg.): *Neue Beiträge zur Germanistik 1/2009*, Bd. 8: 20 Jahre „*Wendeliteratur*“, iudicium verlag, München 2009, 182 S.

Junge, Matthias: *Georg Simmel kompakt*, transcript verlag, Bielefeld 2009, 108 S.

Kaube, Jürgen (Hrsg.): *Die Illusion der Exzellenz. Lebenslügen der Wissenschaftspolitik*, Wagenbach Verlag, Berlin 2009, 95 S.

Kittstein, Ulrich, Regine Zeller (Hrsg.): „*Fride, Freiheit, Brot*“. *Romane zur deutschen Novemberrevolution*, Rodopi Verlag, Amsterdam, New York 2009, 368 S.

Klein, Wolfgang (Hrsg.): *Heinrich Mann: Essays und Publizistik. Kritische Gesamtausgabe*, Bd. 6: Februar 1933 bis 1935, mit Vorarbeiten von Werner Herden, Teil 1: Texte; Teil 2: Anhang, Aisthesis Verlag, Bielefeld 2009, 1158 S.

Knigge, Ernst August Freiherr (Hrsg.): *Adolph Freiherr Knigge: Rezensionen 1779–1797 in Friedrich Nicolais „Allgemeine deutsche Bibliothek“ und „Neue allgemeine deutsche Bibliothek“*, Wallstein Verlag, Göttingen 2009, 599 S.

Knobloch, Eberhard, Ingo Schwarz, Christian Suckow (Hrsg.): *Alexander von Humboldt. Briefe aus Russland 1829*, Akademie Verlag, Berlin 2009, 330 S.

Koepnick, Lutz, Erin McGlothlin (Hrsg.): *After the Digital Divide? German Aesthetic Theory in the Age of New Media*, Camden House, Rochester, New York 2009, 215 S.

Köhler, Kai (Hrsg.): *Der Dramatiker Peter Hacks. Erste wissenschaftliche Tagung der Peter-Hacks-Gesellschaft*, Aurora Verlag, Berlin 2009, 159 S.

Kreft, Jürgen: *Aufsätze zum Deutschunterricht und zur Literaturdidaktik*, Verlag Peter Lang. Internationaler Verlag der Wissenschaften, Frankfurt a. M. 2009, 232 S.

Krones, Susanne: *Akzente im Carl Hanser Verlag. Geschichte, Programm und Funktionswandel einer literarischen Zeitschrift*, Wallstein Verlag, Göttingen 2009, 555 S.

Kurzke, Herrmann (Hrsg.): Thomas Mann. Be- trachtungen eines Unpolitischen, Bde. 13.1, 13.2, Text u. Kommentar, S. Fischer Verlag, Frankfurt a. M. 2009, 643, 684 S.

LiLi, Heft 156/2009, 39. Jg., J. B. Metzler Verlag, Stuttgart, 192 S.

Ludwig, Janine, Mirjam Meuser (Hrsg.): Literatur ohne Land? Schreibstrategien einer DDR- Literatur im vereinten Deutschland, fupf, Freiburg 2009, 288 S.

Mayer, Mathias: Natur und Reflexion. Studien zu Goethes Lyrik, Vittorio Klostermann Verlag, Frankfurt a. M. 2009, 373 S.

Mitteilungen aus dem Brenner-Archiv Nr. 28/ 2009, innsbruck university press, 2009, 158 S.

Müller, Harro: Gegengriffe. Essays zu Theorie und Literatur der Moderne, Aisthesis Verlag, Bielefeld 2009, 231 S.

Oellers, Norbert (Hrsg.): Friedrich Schiller – Johann Wolfgang Goethe. Der Briefwechsel. Historisch-kritische Ausgabe, Bd. 1: Text, Bd. 2: Kommentar, Verlag Philipp Reclam jun., Stuttgart 2009, 1178 S.

Oels, David, Stephan Porombka, Erhard Schütz (Hrsg.): Non Fiktion. Arsenal der anderen Gattungen, 4 (2009), H. 1, Wehrhahn Verlag, Hannover 2009, 119 S.

Onken, Aiko: Erinnerung, Erzählung, Identität: Theodor Storm mittlere Schaffensperiode (1867–1872), Universitätsverlag Winter, Heidelberg 2009, 385 S.

Opitz, Michael, Michael Hofmann (Hrsg.): Metzler Lexikon DDR-Literatur, J. B. Metzler Verlag, Stuttgart, Weimar 2009, 405 S.

Osterkamp, Ernst, Ulrich von Heinz, Hartmut Böhme, Ruth Tesmar (Hrsg.): *itinera litterarum*. Auf Schreibwegen mit Wilhelm von Humboldt, BWW. Berliner Wissenschaftsverlag, Berlin 2009, 68 S.

Pailer, Gaby, Andreas Böhn, Stefan Horlacher, Ulrich Scheck (Hrsg.): Gender and Laughter. Comic Affirmation and Subversion in Traditional and Modern Media, Rodopi Verlag, Amsterdam, Atlanta 2009, 386 S.

Pailer, Gaby: Charlotte Schiller. Leben und Schreiben im klassischen Weimar, WBG, Darmstadt 2009, 203 S.

Pedde, Antje: „Große Dichtung redet von der Frau oft nicht anders als der Biertisch?“ Unter- suchung der Wechselbeziehung von Narration und Geschlechterdiskurs in Gottfried Kellers „Sinngedicht“ und „Eugenia“-Legende, Verlag Königshausen & Neumann, Würzburg 2009, 384 S.

Raulff, Ulrich: Kreis ohne Meister. Stefan Georges Nachleben, C. H. Beck Verlag, München 2009, 544 S.

Riedel, Volker (Hrsg.): Heinrich Mann: Essays und Publizistik. Kritische Gesamtausgabe, Bd. 5: 1930–1933, Aisthesis Verlag, Bielefeld 2009, 816 S.

Riedel, Volker, Knobloch, Eberhard, Ingo Schwarz, Christian Suckow (Hrsg.): Alexander von Humboldt. Briefe aus Russland 1829, Akademie Verlag, Berlin 2009, 330 S.

Riedel, Volker: Jenaer Studien. Literarische Antikerezeption zwischen Kritik und Idealisierung. Aufsätze und Vorträge, Bd. III, Verlag Dr. Bussert & Stadeler, Jena 2009, 484 S.

Riekenberg, Miriam: Literale Gefühle. Studien zur Emotionalität in erzählender Literatur des 12. und 13. Jahrhunderts, Verlag Peter Lang, Frankfurt a. M. 2006, 185 S.

Rölleke, Heinz: „Und was der ganzen Menschheit zugeteilt ist“. Quellen und Studien zu Goethes Faust, wtv, Trier 2009, 101 S.

Rosenberg, Rainer: Die deutschen Germanisten. Ein Versuch über den Habitus, Aisthesis Verlag, Bielefeld 2009, 172 S.

Roxin, Claus u. a. (Hrsg.): Jahrbuch der Karl-May- Gesellschaft 2009, Hansa Verlag, Husum 2009, 375 S.

Schneller, Rüdiger: Veränderungen im Sprach- gebrauch von Jugendlichen, untersucht an Schülerzeitungen als Printmedium und in den Neuen Medien, wvt, Trier 2009, 249 S.

Schnyder, Peter: Alea. Zählen und Erzählen im Zeichen des Glücksspiels 1650–1850, Wallstein Verlag, Göttingen 2009, 438 S.

Schößler, Franziska: Börsenfieber und Kaufrausch. Ökonomie, Judentum und Weiblichkeit. bei Theodor Fontane, Heinrich Mann, Thomas Mann, Arthur Schnitzler und Émile Zola, Ais- thesis Verlag, Bielefeld 2009, 346 S.

Sieber-Rilke, Hella (Hrsg.): Rainer Maria Rilke: Briefe an die Mutter, 2 Bde., Bd. 1: 1896 bis 1909, 2. Bd.: 1910 bis 1926, Insel Verlag, Frank- furt a. M., Leipzig 2009, 760, 770 S.,

Sill, Oliver: *Sitte – Sex – Skandal. Die Liebe in der Literatur seit Goethe*, Aisthesis Verlag, Bielefeld 2009, 213 S.

Sinn und Form, Heft 5/2009, 61. Jg., Aufbau Verlag, Berlin, S. 579–718 S.

Sinn und Form, Heft 6/2009, 61. Jg., Aufbau Verlag, Berlin, S. 721–863.

Sprachspiegel, Heft 5/2009, 65. Jg., Luzern, S. 135–166.

Sprengel, Peter (Hrsg.): *Im Netzwerk der Moderne: Leo Berg. Briefwechsel 1884–1891. Kritiken und Essays zum Naturalismus*, Aisthesis Verlag, Bielefeld 2010, 310 S.

Stöckmann, Ernst: *Anthropologische Ästhetik. Philosophie, Psychologie und ästhetische Theorie der Emotionen im Diskurs der Aufklärung*, Max Niemeyer Verlag, Tübingen 2009, 298 S.

Ubbens, Irmtraud: *Sein Kampf für Recht, Freiheit und Anstand war notorisch. Moritz Goldstein – Inquit. Journalist und Gerichtsberichtsberichterstatter an der Berliner Vossischen Zeitung*, edition lumière, Bremen 2009, 494 S.

Underhill, James W.: *Humboldt, Worldview and Language*, Edinburgh University Press, 2009, 161 S.

Wagner, Elisabeth, Burkhardt Wolf (Hrsg.): *Verwertungen von Vergangenheit. MOSSE-LECTURES an der Humboldt-Universität zu Berlin*, Vorwerk 8, Berlin 2009, 144 S.

Zeitschrift für Deutsche Philologie, Heft 3/2009, Bd. 128, Erich Schmidt Verlag, Berlin, S. 321 bis 480.

Zeitschrift für Deutsche Philologie, SH zum Bd. 128, Erich Schmidt Verlag, Berlin 2009, 267 S.

Heft 3/2010 bringt u.a. folgende Beiträge

TORSTEN HOFFMANN (Göttingen)

Rilke als Redner. Publikumskommunikation und Kunstvermittlung in den Vorträgen „Moderne Lyrik“ (1898) und „Vom Werke Auguste Rodins“ (1905/1907)

THOMAS WEGMANN (Berlin)

Artistik. Zur Genese einer ästhetischen Kategorie aus der Anschauung circensischer Künste

SARA MAMPRIN (Padua)

Ein Nomade im Regal. Hans Magnus Enzensbergers Überlegungen zwischen Literatur, Journalismus und den „Unkosten der Pressefreiheit“

TIM SPARENBERG (Berlin)

Simmels soziale Physik

Forschungsbericht

STEPHAN POROMBKA (Hildesheim)

Hochkonjunktur der Poetik. Ein Forschungsbericht

Dossier

HARTWIG SUHRBIER (Frechen)

Erste Gesamtausgabe aller Briefe und die dritte Gedenkbriefmarke.

Fritz Reuter (1810–1874) zum 200. Geburtstag

FLORAN VASSEN (Hannover)

Exotismus, Revolution und Vaterland. Ferdinand Freiligrath (1810–1876) – ein Lyriker des 19. Jahrhunderts. Zum 200. Geburtstag

Neue Materialien

CHRISTOPH HOFFMANN, LIDIA WESTERMANN (Berlin)

„Literatur-Auszüge“. Gottfried Benns Referate in der „Berliner Klinischen Wochenschrift“

Diskussionen, Berichte, Besprechungen und Informationen

In der Reihe *Publikationen zur Zeitschrift für Germanistik* sind bereits erschienen:

Band 1

WALTER DELABAR, HORST DENKLER, ERHARD SCHÜTZ (Hrsg.):

Banalität mit Stil. Zur Widersprüchlichkeit der Literaturproduktion im Nationalsozialismus, Bern 1999, 289 S., ISBN 3-906762-18-1, br.

Band 2

ALEXANDER HONOLD, KLAUS R. SCHERPE (Hrsg.):

Das Fremde. Reiseerfahrungen, Schreibformen und kulturelles Wissen, unter Mitarbeit von Stephan Besser, Markus Joch, Oliver Simons, Bern 1999, 341 S., zahlr. Abb., ISBN 3-906765-28-8, br., 2. überarb. Aufl. 2002.

Band 3

WERNER RÖCKE (Hrsg.):

Thomas Mann. Doktor Faustus. 1947–1997, Bern 2001, 378 S., zahlr. Abb., ISBN 3-906766-29-2, br., 2. Aufl. 2004.

Band 4

KAI KAUFFMANN (Hrsg.):

Dichterische Politik. Studien zu Rudolf Borchardt, Bern 2001, 214 S., ISBN 3-906768-85-6, br.

Band 5

ERNST OSTERKAMP (Hrsg.):

Wechselwirkungen. Kunst und Wissenschaft in Berlin und Weimar im Zeichen Goethes, Bern 2002, 341 S., zahlr. Abb., ISBN 3-906770-13-3, br.

Band 6

ERHARD SCHÜTZ, GREGOR STREIM (Hrsg.):

Reflexe und Reflexionen von Modernisierung. 1933–1945, Bern 2002, 364 S., zahlr. Abb., ISBN 3-906770-14-1, br.

Band 7

INGE STEPHAN, HANS-GERD WINTER (Hrsg.):

„Die Wunde Lenz“. J. M. R. Lenz. Leben, Werk und Rezeption, Bern 2003, 507 S., zahlr. Abb., ISBN 3-03910-050-5, br.

Band 8

CHRISTINA LECHTERMANN, CARSTEN MORSCH (Hrsg.):

Kunst der Bewegung. Kinästhetische Wahrnehmung und Probefandeln in virtuellen Welten, Bern 2004, 364 S., zahlr. Abb., ISBN 3-03910-418-7, br.

Band 9

INSTITUT FÜR DEUTSCHE LITERATUR DER HUMBOLDT-UNIVERSITÄT ZU BERLIN (Hrsg.):

„lasst uns, da es uns vergönnt ist, vernünftig seyn! –“. Ludwig Tieck (1773–1853), Bern 2004, 407 S., 5 Abb., 1 Tab., 2 Notenbeispiele, ISBN 3-03910-419-5, br.

Band 10

INGE STEPHAN, BARBARA BECKER-CANTARINO (Hrsg.):

„Von der Unzerstörbarkeit des Menschen“. Ingeborg Drewitz im literarischen und politischen Feld der 50er bis 80er Jahre, Bern 2004, 441 S., zahlr. Abb., ISBN 3-03910-429-2, br.

Band 11

STEFFEN MARTUS, STEFAN SCHERER, CLAUDIA STOCKINGER (Hrsg.):

Lyrik im 19. Jahrhundert. Gattungspoetik als Reflexionsmedium der Kultur, Bern 2005, 486 S., ISBN 3-03910-608-2, br.

Band 12

THOMAS WEGMANN (Hrsg.):

MARKT. *Literarisch*, Bern 2005, 258 S., zahlr. Abb., ISBN 3-03910-693-7, br.

Band 13

STEFFEN MARTUS, ANDREA POLASCHEGG (Hrsg.):

Das Buch der Bücher – gelesen. Lesarten der Bibel in den Wissenschaften und Künsten, Bern 2006, 488 S., zahlr. Abb., ISBN 3-03910-839-5, br.

Band 14

INGE STEPHAN, HANS-GERD WINTER (Hrsg.):

Jakob Michael Reinhold Lenz. Zwischen Kunst und Wissenschaft, Bern 2006, 307 S., zahlr. Abb., ISBN 3-03910-885-9, br.

Band 15

MANUEL KÖPPEN, ERHARD SCHÜTZ (Hrsg.):

Kunst der Propaganda. Der Film im Dritten Reich, Bern 2007, 300 S., zahlr. Abb., ISBN 978-03911-179-4, br., 2. überarb. Aufl. 2008.

Band 16

JOACHIM RICKES, VOLKER LADENTHIN, MICHAEL BAUM (Hrsg.):

1955–2005: Emil Staiger und *Die Kunst der Interpretation* heute, Bern 2007, 288 S., zahlr. Abb., ISBN 978-3-03911-171-8, br.

Band 17

CARSTEN WÜRMANN, ANSGAR WARNER (Hrsg.):

Im Pausenraum des Dritten Reiches. Zur Populäركultur im nationalsozialistischen Deutschland, Bern 2008, 273 S., zahlr. Abb., ISBN 978-3-03911-443-6, br.

Band 18

CHRISTINA LECHTERMANN, HAIKO WANDHOFF (Hrsg.)

unter Mitarbeit von Christof L. Diedrichs, Kathrin Kiese, Carsten Morsch,

Jörn Münker, Julia Plappert, Moritz Wedell:

Licht, Glanz, Blendung: Beiträge zu einer Kulturgeschichte des Scheinens, Bern 2007, 253 S., zahlr. Abb., ISBN 978-3-03911-309-5, br.

Band 19

RALF KLAUSNITZER, CARLOS SPOERHASE (Hrsg.):

Kontroversen in der Literaturtheorie / Literaturtheorie in der Kontroverse, Bern 2007,
516 S., ISBN 978-3-03911-247-0, br.

Band 20

KATJA GVOZDEVA, WERNER RÖCKE (Hrsg.):

„*risus sacer – sacrum risibile*“. Interaktionsfelder von Sakralität und Gelächter im kulturellen und historischen Wandel, Bern 2009, 339 S., ISBN 978-3-03911-520-4, br.

Band 22

MARK-GEORG DEHRMANN, ALEXANDER NEBRIG (Hrsg.):

Poeta philologus. Eine Schwellenfigur im 19. Jahrhundert, Bern 2010, ca. 300 S.,
ISBN 978-3-0343-0009-4, br.